

1921 I

455

1921 I 455

Buchbinderei KIEL,
A. MICHEL Ecke Haß-
u. Faulstraße

Beiträge
zur
Logik der Socialwirthschaftslehre.

Inaugural-Dissertation

zur
Erlangung der Doctorwürde der hohen philosophischen Facultät
der Universität Leipzig

eingereicht

von

Alfred Wenzel.

Leipzig
Wilhelm Engelmann
1894.

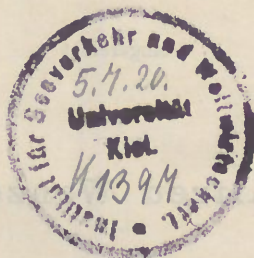
90

1921 I 455

Logik der Sozialwissenschaft.

(Einführung in die Sozialwissenschaft)

(Separatabdruck aus: Wundt, Philosophische Studien, X. Bd. Heft 3 u. 4.)



I. Ueber die Aufgaben und den Werth einer Methodologie der Socialwirthschaftslehre.

Obschon die glänzenden Arbeiten der großen klassischen Theoretiker der Volkswirthschaftslehre, eines A. Smith, Ricardo, Marx, Rodbertus u. A. ohne klarbewusste Einsicht in das Wesen der thatsächlich von ihnen angewandten Forschungsmethoden zu Stande gekommen sind, so würde es doch gänzlich verfehlt sein, deshalb den Werth, den die Methodologie für die fruchtbare Weiterentwicklung einer Wissenschaft hat, gering schätzen zu wollen. In jeder Wissenschaft, mag sie mehr theoretischer oder mehr historischer, mehr abstracter oder mehr concreter Art sein, muss sich früher oder später das Bedürfniss geltend machen, über die Hilfsmittel, Wege und Ziele, die der Forschung ihr specifisches Gepräge geben, Klarheit zu gewinnen, sowie über die Bedingungen und die Tragweite der bisher gewonnenen Erkenntnisse Rechenschaft abzulegen. Dieses Bedürfniss ist speciell in der Volkswirthschaftslehre zu einer Zeit erwacht, wo das Bewusstsein von der Einseitigkeit oder gar völligen Unhaltbarkeit der axiomatischen Voraussetzungen, auf welche sich die abstracte Wirtschaftstheorie stützt, immer fühlbarer wurde und die Forderung, mit dem Absolutismus jener Principien zu brechen, namentlich von Seiten der

historischen Nationalökonomie immer größeren Nachdruck empfang¹⁾. Da mit dem Angriff auf die bisher am gesichertsten erschienenen Elemente jener Wissenschaft der ganze Aufbau der letzteren gefährdet schien, so war es sehr begreiflich, dass bei dem vergeblichen Bemühen nach Abhülfe das nimmer rastende Denken immer tiefer die Fehlerquellen zu verfolgen suchte und so von selbst zu erkenntnisstheoretischen Erörterungen kam, welchen nunmehr die Gesichtspunkte, die der engumgrenzte Horizont der Fachwissenschaft darbot, unmöglich genügen konnten. Man wird sagen können, dass sich hier im Kleinen wiederholt hat, was in der Geschichte der Philosophie der Kantische »Kriticismus« im Großen zu leisten versucht hat. Wenn Kant durch Hume, diesen »Kritiker des Causalitätsbegriffs«, aus seinem »dogmatischen Schlummer« geweckt worden ist und bei dem umfassenden Werth und der fundamentalen Bedeutung, welche jener Begriff für die gesammte wissenschaftliche Erkenntniss hat, sich genöthigt sah, die Bedingungen und Grenzen der letzteren einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen, um so auf dieser weiten erkenntnisstheoretischen Grundlage die Diagnose und die Therapie des gesammten in seinen Grundfesten erschütterten Wissens zu unternehmen, so sehen wir hier auf volkswirtschaftlichem Gebiet aus ähnlichen Motiven die Forschung gleichfalls auf erkenntnisstheoretische Bahnen gelenkt, und kein Zweifel kann sein, dass in dieser erkenntnisstheoretischen Mission der methodologischen Forschung ihre wichtigste Aufgabe liegt.

Die »historische Schule« hat das Verdienst, wie schon Dietzel hervorgehoben hat, zu der Beschäftigung mit methodologischen Problemen die Anregung gegeben zu haben; ihre Präntention freilich, mittelst ihrer Kritik die Methode reformirt zu haben, muss bis jetzt wenigstens durchaus abgelehnt werden²⁾.

1) G. Schmoller, Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. Jena 1875. Abschn. III. Wirtschaft, Sitte und Recht. S. 31. Anmerkung: »Die ganze Lehre vom Egoismus als Triebkraft der Volkswirtschaft ist nichts, als ein roher Versuch, sich mit der Begründung der Nationalökonomie abzufinden«. Vergl. ferner die ebenso klaren wie treffenden Ausführungen in »Volkswirtschaft und Ethik« von Fr. Jodl, »Zeit- und Streitfragen«, herausgegeben von Holtzendorff, Jahrg. XIV, Heft 224.

2) Dietzel, Beiträge zur Methodik der Wirtschaftswissenschaft in den Jahrbüchern für Nationalökonomie. Neue Folge. Bd. IX. S. 26 u. 27.

Keineswegs handelt es sich also bei diesen methodologischen Fragen — wie es von Historikern strenger Observanz wohl hingestellt wird — um die Befriedigung eines beiläufigen, im Grunde sehr müßigen rein theoretischen Interesses, etwa so, dass die Wirthschaftslehre in ihren Mußestunden die Lust anwandelte, sich den Spiegel vorzuhalten, um sich das Räderwerk ihrer Gedankenmühle einmal bei Licht anzusehen, sondern in Wahrheit handelt es sich darum, die methodischen Grundlagen vor allem der abstracten Wirthschaftstheorie einer gründlichen erkenntnistheoretischen Revision zu unterziehen, da durch die Polemik von Seiten des »Historismus« das Daseinsrecht dieser Theorie in Frage gestellt ist.

So erwächst der Methodologie die Aufgabe, den negativen Ergebnissen jener Polemik die nothwendige positive Ergänzung zu geben.

Wenn in der Aufgabe der historischen Nationalökonomie mehr gesehen werden soll, als eine bloße Beschreibung und Classification vergangener oder gegenwärtiger gesellschaftlicher Zustände, wenn vielmehr auch hier, um mit Savigny zu reden, das höchste Gewicht darauf liegt, dass der lebendige Zusammenhang erkannt werde, welcher die Gegenwart an die Vergangenheit knüpft, so wird die historische Nationalökonomie nicht umhin können, für die Causal-erklärung ihrer concreten Erscheinungen die auf deductivem Wege gefundenen Resultate der Theorie zu verwerthen. Gerade in der unmittelbaren Anwendung dieser Resultate auf die Erfahrung werden ihre wissenschaftliche Bedeutung, sowie die Bedingungen ihrer Gültigkeit erst in das richtige Licht gesetzt, erst hier hat sich zu zeigen, ob und wie weit jene Abstractionen der Theorie Erfahrungswerth haben. Wo dieser Erfahrungswerth sich nicht als zureichend erweist, gibt die historische Forschung zugleich weitere Gesichtspunkte her, um die Einseitigkeiten der Theorie zu verificiren, woraus dann für die letztere die neue Aufgabe erwächst, diese überkommenen unmittelbar der Praxis entlehnten Gesichtspunkte einer systematischen Verarbeitung zu unterwerfen, so dass die lebendige Fühlung zwischen Theorie und Wirklichkeit stets erhalten bleibt und das schematische Bild, welches die Theorie zu entwerfen hat, des ergänzenden und berichtigenden Einflusses der Erfahrung niemals entbehrt. »So sehr die Socialwissenschaft«, sagt Wundt, »für

das Verständniss gegebener Zustände die Kenntniss von deren historischem Werden verlangt, eben so gewiss kann sie sein, dass die Resultate ihrer Untersuchung wiederum die wichtigsten Quellen historischer Forschung sind¹⁾.

Man sieht also: das Anrecht der historischen Volkswirtschaftslehre, an dem abstracten Schematismus der Theorie Kritik zu üben, kann von Niemand bestritten werden. So lange diese Kritik sich bloß auf einzelne Theoreme bezieht, bewegt sie sich, wie aus der obigen Darlegung von selbst hervorgeht, in denselben normalen Verhältnissen, in welchen beispielsweise die Physik zur allgemeinen Mechanik steht²⁾. Der Streit beider Richtungen mit einander ist gewissermaßen nichts anderes, als ein in der Verschiedenheit ihres Wesens begründeter natürlicher und constanter Antagonismus, der für das Gedeihen beider ebenso förderlich ist, wie etwa die Wechselwirkung der Kräfte im lebenden menschlichen Organismus. Anders aber liegt die Sache, wenn die Angriffe auf die fundamentalen Voraussetzungen der Theorie selbst gerichtet sind, wenn die »historische Wirthschaftslehre« erklärt, mit den Ergebnissen der »Theorie« nichts mehr anfangen zu können, »nicht bloß weil sie weit hinter der Erfahrung zurückbleiben, sondern weil sie in directem Gegensatz zu letzterer stehen«³⁾, so dass jede Annäherung derselben an die Erfahrung — worauf es in der That als letztes Ziel ankommt — nach der Meinung der Historiker principiell ausgeschlossen bleibt. So ist es kein Wunder, wenn die historische Wirthschaftswissenschaft — falls die »Theorie« nicht ihre Fundamente aufgeben will, was doch wohl nichts anderes heißt, als sich selbst aufgeben — sich berechtigt glaubt, die Theorie aufzugeben, und so den Versuch wagt, ihre eigenen Bahnen zu wandeln. Da die Lage der Dinge heute diese Spitze angenommen hat, da die »historische Schule« mit ihrer so präventiös auftretenden Kritik eine Lebensfrage für die Theorie daraus macht, so leuchtet ein, wie dringend nothwendig eine erkenntnistheoretische Methodologie ist, welche die Funda-

1) Wundt, Logik. 1. Aufl. II. S. 567.

2) Wundt hat nachgewiesen, wie der Vergleich der abstracten Wirthschaftslehre mit der Mechanik überall zu Ungunsten der ersteren ausfällt, wovon hier jedoch abgesehen wird. Vergl. Wundt a. a. O. S. 590.

3) Vergl. Wundt, a. a. O.

mente und den Inhalt der Wirthschaftstheorie einer eingehenden Untersuchung unterzieht.

Der feindliche Gegensatz zwischen der »abstracten Theorie« und der »historischen Volkswirthschaftslehre« findet aber namentlich dadurch noch eine Verschärfung, dass nicht bloß Fragen des Seins, sondern auch Fragen des Sollens, also ethische Forderungen mit hineinspielen, und gerade diese letzteren sind es, die der Historismus auf seine Fahne geschrieben hat. Dass diese Forderungen zugleich ihre logische Spitze haben, wird Niemand leugnen können, und die historische Schule ist sich stets auch dessen sehr wohl bewusst gewesen. »Das Sittliche«, sagt Riehl, »hat eine gemeinschaftliche Quelle mit dem Logischen: das sociale Bewusstsein. Daher ist alles Sittliche, insbesondere aber das Rechtliche nach einer Seite betrachtet, logisch«¹⁾. Und wenn derselbe Philosoph an einer anderen Stelle sagt, dass »man aus ethischen Gründen nicht glauben kann, was man aus wissenschaftlichen für falsch erkannt hat«, so wird das Umgekehrte sicherlich als nicht minder wahr gelten dürfen. Kurz, mit der sittlichen Qualifikation ist über Sein oder Nichtsein einer Wissenschaft stets das letzte Wort gesprochen. Und mit Recht macht Wundt darauf aufmerksam, dass es keineswegs zufällig ist, wenn die historische Wirthschaftslehre auf den ethischen Gesichtspunkt einen so hohen Werth legt, denn der Gegenstand ihrer Forschung selber bringt es mit sich, gerade dieses Moment in die schärfste Beleuchtung zu rücken. Handelt es sich bei diesem Gegenstand um den Zusammenhang der Wirthschaftserscheinungen mit der Gesamtheit der geschichtlichen Thatfachen des Culturlebens überhaupt, so ist von vornherein im Hinblick auf dieses Ganze die Stellung des Einzelnen klar bestimmt: der Einzelne sinkt in diesem großen Causalzusammenhange der Erscheinungen nothwendig zum Mittel herab, das den Zwecken der Gesamtheit ewig untergeordnet bleibt, er tritt ganz und gar in den Dienst dieser Gesamtheit, und sein Thun und Lassen wird insoweit bedeutungs- und inhaltslos, als die Wirkungen desselben über die enge Sphäre des Einzelnebens nicht hinausgreifen. Das Individuum aber von diesem Gesichtspunkte auffassen, heißt eben nichts

1) Riehl, Philosophischer Kriticismus. Bd. II. Theil II. S. 75 Anm.

anderes, als es unter ethische Kriterien stellen, und ganz allgemein wird man sagen dürfen, dass überall da, wo es sich um Relationen handelt zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit, der ethische Standpunkt von selbst gegeben ist. Anders, wenn nicht entgegengesetzt sind die Gesichtspunkte, mit denen die abstracte Theorie an die Wirthschaftserscheinungen herantritt. War dort der universalistische Standpunkt den Aufgaben und Zielen der wissenschaftlichen Forschung allein entsprechend, so ist es hier der individualistische, der allein zum Ziele zu führen scheint. Die Intelligenz in den Dienst des Egoismus gestellt und zugleich das Mittel, um diesen wirksam zu machen, der freie schrankenlose Wettkampf der persönlichen Interessen, sind Forderungen, die, mit den Augen des Historikers gesehen, den ethischen Standpunkt im Princip zu verneinen scheinen. Es kann nun hier nicht der Ort sein zu untersuchen, ob und wie weit jener Vorwurf der historischen Schule sachlich gerechtfertigt ist oder nicht, das formale Recht jedenfalls auf Grund solchen Vorwurfs die fundamentalen Voraussetzungen der Theorie, gegen welche er sich richtet, zu bemängeln, kann dem Historismus nicht abgesprochen werden. Aber auch hier wieder wird in erster Linie die Methodologie unparteiische Richterin sein können. Wo sie logische Werthe findet, wird sie zugleich nachzuweisen haben, dass sie sittliche Werthe, wenn nicht gefunden, so doch sicherlich nicht aufgehoben hat; denn wie gesagt: wie zwischen Denken und Sein, so kann auch zwischen Denken und Sollen ein Widerspruch niemals aufrecht erhalten werden¹⁾. »Kein müheloses Geschenk einer sich von selbst entwickelnden Natur«, sagt Sigwart²⁾, »noch ein zufälliger Neben-Erwerb bei der durch die Noth uns abgerungenen Befriedigung unserer Bedürfnisse ist jene allumfassende Erkenntniss des Gegebenen, welche wir suchen; sie ist ein frei gewollter Zweck, den wir unserer bewussten und planmäßigen Thätigkeit setzen, und das Recht, diesen Zweck für

1) Menger, Untersuchungen etc., Anhang IX, S. 290, scheint anderer Ansicht zu sein. Er sagt dort: »die sog. ethische Richtung der politischen Oekonomie ist ... sowohl in Rücksicht auf die theoretischen als auch auf die praktischen Aufgaben der letzteren ein dunkles, jedes tieferen Sinnes entbehrendes Postulat, eine Verirrung der Forschung« u. s. w.

2) Sigwart, Logik. II. S. 19. § 61.

uns aufzustellen und zu verfolgen, fließt zuletzt aus der Gültigkeit des sittlichen Ideals, als dessen Theil die umfassende Erkenntniss gedacht wird, und das Denkenwollen, das die Logik voraussetzt, muss in seiner concreten Gestalt, in der Richtung auf einen bestimmten für alle gültigen Zweck, als enthalten in der allgemeinen Bestimmung des Menschen, als nothwendiges Ziel seiner gemeinschaftlichen Thätigkeit vorausgesetzt werden«.

Ergibt die nähere Prüfung die Nothwendigkeit, trotz der Vernichtungskritik des »Historismus« die Fundamente der »abstracten Wirthschaftstheorie« aufrecht zu erhalten, so werden die Gründe dargelegt werden müssen, welche das Festhalten an den alten axiomatischen Voraussetzungen der Theorie logisch rechtfertigen. Und die andere nicht minder wichtige Forderung gesellt sich hinzu: diesen Gründen wird man zugleich die Gesichtspunkte zu entnehmen haben, nach welchen die reale Bedeutung, d. h. der Erkenntnisswerth der auf Grund jener Voraussetzungen gewonnenen Resultate zu beurtheilen ist, um so zu verhüten, dass der Tragweite ihrer Erkenntnisse widerrechtlich eine Bedeutung zugemessen werde, welche sie der Natur ihres Inhaltes und ihrer Aufgaben nach nie und nimmer beanspruchen können. Dass hier zugleich auch die Interessen der concreten Volkswirtschaftslehre in Frage kommen, leuchtet ein. Denn wenn es zu einem Theil der Aufgaben der letzteren gehört, die Resultate der »Theorie« für die Causalerklärung der concreten Wirthschaftserscheinungen zu benutzen, so muss sie wissen, welchen logischen Charakter und welchen logischen Werth diese Resultate haben, um nicht, was hier besonders nahe liegt und was auch die »Theorie« keineswegs immer vermieden hat, Theorie und Praxis, Volkswirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftspolitik, logische Abstraction und concrete Wirklichkeit heillos durch einander zu mengen und so in einen völlig naiven Begriffsrealismus zu verfallen, der, wie die Geschichte lehrt, überall, wo er um sich greift, die Wissenschaft unaufhaltsam unterminirt und einer alles zerfressenden Skepsis rettungslos in die Arme treibt.

Man hat nun in der, ich möchte sagen, instinctiven Abneigung der »historischen Schule« gegen die abstracten Werthe der Theorie wohl auch heute noch eine Nachwirkung der Reaction gesehen, die, hervorgerufen durch den großartigen Aufschwung der

Naturwissenschaften und der Technik, bald nach Hegel's Tode auf allen Gebieten des geistigen Lebens gegen den »speculativen Idealismus« der deutschen Philosophie deutlich hervortrat¹⁾. So zweifellos hier ganz andere Impulse weit mehr in Rechnung kommen und so sicher jene Abneigung eine sehr schlechte Erklärung findet, wenn man sie allein auf bloße Instincte zurückführt, so dürfte immerhin jenes psychologische Motiv als beiläufiges Moment auch hier in Betracht kommen. Wie uns heute sehr begreiflich erscheint, hatte jene Reaction in der Wissenschaft nicht weniger wie in Kunst und Dichtung überall eine Wendung zum Naturalismus und Materialismus gezeitigt²⁾; sie hat auf die Philosophie selbst, gegen welche sie ursprünglich gerichtet war, eine Zeit lang völlig paralysirend gewirkt, sie hat ihre Wellen auch in den Bereich der Wirthschaftswissenschaft geworfen, die, wie man nicht leugnen wird, in die Gefahr kam, ihr Gebiet völlig der descriptiven Geschichtschreibung zu überlassen und so alle Selbständigkeit einzubüßen. Sicherlich blieb diese Reaction segensreich, so lange sie sich allein gegen den »Apriorismus« und die »Constructionenphantastik«³⁾ einer hochmüthigen, alle Erfahrung mit Verachtung strafenden Philosophie richtete, sie musste jedoch für den geistigen Fortschritt ein Hemmniss werden, sobald sie sich gewissermaßen zur Marotte verhärtete und gegen den Wandel der Anschauungen in der Philosophie blind wurde.

Aber hat man denn wirklich heute immer noch nöthig, darauf hinzuweisen, wie weit die moderne auf der Höhe der Zeit stehende Philosophie davon entfernt ist, den unermesslichen Werth der Erfahrung zu verkennen? Soll sie denn wirklich immer von neuem wiederholen und immer wieder beweisen, dass der Glaube an eine »generatio aequivoca« der Begriffe, dieses Grunddogma des längst historisch gewordenen »speculativen Idealismus« für immer in der Wissenschaft seine Rolle ausgespielt hat? Man sollte freilich

1) Vergl. die Einleitung des Buches von Haym: Hegel und seine Zeit. Berlin 1857.

2) Es ist interessant, dass der am meisten von der Philosophie des speculativen Idealismus beeinflusste Mann, K. Marx, den krassesten ökonomischen Materialismus vertheidigt.

3) Ein Ausdruck Dühring's.

erwarten, dass, nachdem die Voraussetzungen hinfällig geworden, unter welchen der Hass gegen alles, was irgendwie nach Philosophie schmeckte, seinen guten Sinn hatte, der Credit der letzteren steigen müsste. Dass die Philosophie, nachdem sie sich zur Pflicht gemacht hat, sich in der Schule der Einzelwissenschaften zu bilden, nunmehr auch das Recht erworben hat, voll und ganz als Wissenschaft zu gelten, um mit allem, was diesen Namen gleichfalls führt, in lebendigen Zusammenhang und in innigste Wechselwirkung zu treten, wird niemand leugnen können. Solche enge Fühlung der Einzelwissenschaften mit der Philosophie wird aber mit der wachsenden Specialisirung der wissenschaftlichen Forschung und der darin liegenden Gefahr einer geistigen Zersplitterung immer nothwendiger und wünschenswerther, und im allgemeinen appellirt jene Forderung doch nur an jenes Gesetz der Correlation, das überall auf geistigem Gebiete uns entgegentritt und das bei der fortschreitenden Arbeitstheilung in der Wissenschaft an Bedeutung nichts einbüßt.

Wie schon angedeutet, soll keineswegs gesagt sein, dass das oben dargelegte Motiv allein zu der heutigen Polemik gegen die abstracte Wirthschaftstheorie den Anlass gegeben hat. Für die letztere erwächst jedenfalls daraus eine Verpflichtung mehr, über die Stellung, die sie der Erfahrung gegenüber einnimmt, unumwunden Auskunft zu geben, und allein die Methodologie kann im Stande sein, dieses zu leisten.

Ich gehöre, um es sogleich zu bekennen, nicht zu denen, die die Kritik der »historischen Schule« für so nichtig halten, dass sie ihr nicht eine große, auch vor dem Forum der erkenntnistheoretischen Methodologie fortbestehende Berechtigung zuerkennen. Sicherlich lehrt diese Kritik, dass die »Theorie«, um den veränderten Ansprüchen der Wirklichkeit zu genügen, einer Weiterentwicklung dringend bedürftig ist. Das »Wie« freilich dürfte vielleicht weniger in der Hand der Wirthschaftstheoretiker selber liegen, als vielmehr abhängig sein von den noch zu erwartenden Fortschritten der Psychologie und Ethik. Man lese aber nur die den Standpunkt der abstracten Theorie vertheidigende Schrift Dietzel's, »Beiträge zur Methodik der Wirthschaftswissenschaft«, um sofort zu sehen, welche zahlreichen, fast unglaublichen Irrthümer, Missverständnisse und Schiefheiten der Auffassung seitens jener Kritik der »historischen Schule«

zum Vorschein kommen, sobald auch nur ein Strahl einer erkenntniss-theoretischen Beleuchtung auf sie fällt! Deutlicher vielleicht als sonstwo tritt zugleich bei den methodologischen Erörterungen der Historiker zu Tage, wie folgeschwer es ist, wenn die Einzelwissenschaft die Resultate der auf der Höhe der Zeit stehenden Philosophie vornehm zu vernachlässigen sich unterfängt, und wie »unökonomisch« es ist, wenn die Fachökonomten, statt den vielfach epochemachenden Anschauungen eines Sigwart und Wundt sich anzuschließen, allein der Philosophie ihres gesunden Oekonomie-verstandes vertrauen! Nur so ist es erklärlich, dass die in den Lehrbüchern der Nationalökonomie dargelegten methodologischen Anschauungen vielfach noch immer in den ausgetretenen und veralteten Irrwegen einer rein formalistischen Logik lustwandeln, und dass die ebenfalls in vieler Hinsicht längst anachronistisch gewordenen Lehren eines Bacon und Mill ihnen als höchste Autoritäten vorschweben.

Wie die Grundgesetze und Normen des Denkens überall, wo es sich um wissenschaftliches Erkennen handelt, selbstverständlich die gleichen sind, so werden auch gewisse auf jenen Gesetzen und Normen basirende Grundformen der Methode in allen Wissenschaften wiederkehren müssen. In der That lassen sich zerlegende und zusammenfassende, inductive und deductive, abstrahirende und determinirende Geistesthätigkeiten als typische Hilfsmittel exacter Untersuchungsmethoden überall nachweisen. Das schließt natürlich nicht aus, dass diese verschiedenen Operationen durch den besonderen Inhalt der Einzelwissenschaft, welcher sie dienstbar sind, ein spezifisches Gepräge erhalten, und dass ihre Stellung und ihre Bedeutung im Einzelnen für jedes Wissensgebiet sich verschieden gestaltet. Diese letztere Thatsache begründet somit die Nothwendigkeit einer besonderen Methodologie der verschiedenen Wissensgebiete, und es liegt darin zugleich der Hinweis, dass jede besondere Methode einer Wissenschaft vom Inhalte der letzteren unzertrennlich ist. Man wird aber weiter gehen können und sagen: jede besondere Methode ist zugleich organisch verwachsen mit diesem Inhalt; sie ist die Triebkraft, so zu sagen, die ihn selbstschöpferisch vermehrt und bereichert. Denn nicht bloß den eigenen Inhalt entnimmt die Methodenlehre einer Einzelwissenschaft dem Wissensbestand der

letzteren: sie ihrerseits wieder wird für die logische Durchbildung einer Wissenschaft klärende und vertiefende Gesichtspunkte ihr übermitteln und so namentlich an der schärferen Ausprägung ihrer Grundbegriffe selbstthätig mitarbeiten helfen.

Von einer mechanischen Anwendung irgend welcher methodischer Regeln freilich wird hier nie und nimmer die Rede sein dürfen. Wer von der Ethik, der Erkenntnislehre und Methodenlehre Recepte verlangt, um sittlicher zu sein, richtiger denken und neue Wahrheiten finden zu können, wird, falls niemand ihm auf diese schönen Hoffnungen hin Credit gewähren will, sich jedenfalls nicht wundern dürfen. »Der Nutzen der logischen Erkenntnisse kann«, mit Schuppe zu reden, »niemals die Application einer Regel sein, welche im gegebenen Fall zu weiteren Specialerkenntnissen verhilfe.« . . . Vielmehr besteht der Nutzen der Logik »in der Erkenntnis des ganzen Denkvorganges selbst, welcher man natürlich nicht die Specialerkenntnisse entgegensetzen muss, als wenn jene ohne diese möglich wäre. Er kann nur an den Specialerkenntnissen begriffen werden, ist er aber in ihnen begriffen, so müssen die so begriffenen Begriffe derselben erheblich an Durchsichtigkeit und Klarheit gewinnen, und dann wird die einmal klar gewonnene Erkenntnis zur Methode des Denkens, welche sich nicht wie eine Regel auf Gedanken, die auf anderem Wege gewonnen sind, appliciren kann, sondern welche unvermerkt an Stelle jedes anderen Weges tritt.«¹⁾

»Was das Bilden und Gestalten in der Kunst bedeutet«, sagt Riehl, »ist in der Wissenschaft das methodische Verfahren Die Entdeckung eines neuen Verfahrens leistet mit einem Male und im Ganzen, was die Bereicherung des wissenschaftlichen Materials, geleitet von der Methode, nur nach und nach und im Einzelnen leisten kann. Von der Einführung neuer Principien und Methoden beginnt daher in der Wissenschaft eine Epoche. Bedürfte dieser Satz erst des Beweises, so sei auf die Methode der Analysis hingewiesen«²⁾.

1) Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik. Bonn 1878. S. 106 f.

2) Riehl, Philosophischer Kriticismus. Bd. I. S. 202 f. Mit der »Methode der Analysis« ist das von Descartes entdeckte analytische Verfahren der Mathematik gemeint.

Kein Zweifel kann sein, dass aller Methodik wirklich diese Bedeutung zukommt.

Man hat den ästhetischen Genuss, den ein Kunstwerk erregt, wohl darin gesehen, dass wir die schöpferische Thätigkeit des Künstlers bei der Betrachtung seines Werkes völlig spontan in uns nacherzeugen, so dass das Leben, das aus dem Kunstwerk zu entspringen scheint, unmittelbar als unser eigenes empfunden wird und so, aus einem einzigen verborgenen Quell heraus in die ganze Enge unseres Bewusstseins sich ergießend, hier zu klarer und mächtiger Entfaltung kommt. Auch die Methodologie, wie man im Anschluss hieran wohl sagen dürfte, hat die gleichfalls künstlerische Aufgabe solcher Nacherzeugung. Was sie nacherzeugt, ist hier ebenso, wie auf dem Gebiete der Kunst, etwas Organisches, und hier wie dort ist die lebendig gewordene Kenntniss, d. h. das unmittelbare Verstehen, die Vergeistigung des Materials, welches sie verarbeitet, die unumgängliche Bedingung allen Erfolges. Zum Objecte hat die Methodenlehre einer Wissenschaft die logische Structur des Zusammenhanges ihrer Erkenntnisse, wie sie sich in der Systematik der Darstellung in idealisirter Form widerspiegelt. Wenn sich auch immer wieder diese Structur in bestimmten typischen Formen bewegt, wenn auch immer wieder gewisse Denkopoperationen in ihr objectivirt erscheinen, so ist, wie schon erwähnt wurde, dennoch die Complication all dieser Elemente in jedem Erkenntnissgebiet eine durchaus eigenthümliche.

Alles wissenschaftliche, d. h. logische Denken ist eine Organisation von Vorstellungsmassen¹⁾, und wie alle Organisirung in dem Process beständiger Differenzirung und Integrirung völlig gesetzmäßige Gestaltungen durchläuft, so auch das Denken. Spontaneität und Gesetzmäßigkeit kommen dem Denken in gleicher Weise als charakteristische Merkmale zu, und jenes muss als ein subjectives, dieses als ein objectives Kriterium gelten, wodurch sich das Denken

1) So sagt Paulsen, »Einleitung in die Philosophie«. Berlin 1892. S. 122 in Uebereinstimmung mit den Lehren Sigwart's und Wundt's: »Das Wesen des begrifflichen Denkens beruht auf der Auflösung der Anschauungscomplexe; es besteht in der inneren Organisirung der Anschauung; Analysis und Synthesis sind die beiden Seiten des Processes.«

von den anderen psychischen Thätigkeiten unseres Bewusstseins unterscheidet. Weil alles logische (wissenschaftliche) Denken gesetzmäßig verläuft, darum ist es auch stets methodisch. Aus dieser Gesetzmäßigkeit ergibt sich also, wie man sieht, zugleich die Existenzberechtigung der Methodologie, denn was sollte es für einen Sinn haben, durch ein Denken ein zweites Denken nacherzeugen zu wollen, wenn das eine oder das andere nichts wäre, als ein Spiel der Laune und Willkür? Insofern aber die strenge Gesetzmäßigkeit des Denkens die freie Selbstbestimmung des Wollens keineswegs ausschließt, sondern unbedingt fordert und voraussetzt, erhält alles Denken erst im Lichte eines Zwecke setzenden und Zwecke realisirenden Willens Sinn und Bedeutung und strebt so mit Nothwendigkeit einem idealen Erkenntnisziele zu, das für die Methodenlehre einer Wissenschaft den Leitfaden hergibt, nach welchem sie den Thatbestand des Wissens prüft und beurtheilt.

So finden vom Gesichtspunkte dieser Gedankenreihen aus, wie ich glaube, die obigen Sätze Riehl's ihre volle Bestätigung. Dennoch könnte man vielleicht fragen: Hat die Methode wirklich solche Bedeutung für unser Erkennen? Sollten die »zufälligen Impulse der Wahrnehmung«, die einem Newton zur Entdeckung des Gravitationsgesetzes verholfen haben, und die genialen Intuitionen, die einem Kant und Laplace ein Phantasiebild von der Entstehung der Weltsysteme eingegeben haben, sollten sie nicht ebenso oft und öfter epochemachend für die Wissenschaft gewesen sein, als der zwar dornige aber klare Weg einer zielbewussten Methodik?¹⁾ So erwähnt Herbert Spencer einmal den Gedanken, dass eine Intuition keineswegs gering anzuschlagen sei, wenn man die ungeheure Aufspeicherung von Erfahrungen bedenkt, durch welche die Gedanken des modernen Menschen zum Einklang mit den Dingen geformt sind²⁾. Aber dieser Gedanke Spencer's enthält auch zugleich die Widerlegung des obigen Einwandes. So hohen Werth feiner Spürsinn, geistvolle Intuition und rasche Combinationsfähig-

1) Helmholtz neigt zu dieser Annahme: Populäre wissenschaftliche Vorträge. I. S. 16. Man sehe aber, was Wundt ihm erwidert: Logik. II. 1. Aufl. S. 518.

2) H. Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, übersetzt von Marquardson. Leipzig 1875. Theil II. S. 196.

keit für die Gewinnung neuer werthvoller Orientierungspunkte in dem so unermesslich mannigfaltigen Gebiete des geistigen Geschehens haben mögen, so darf man doch nicht übersehen, dass in allen diesen Fähigkeiten, eben weil sie Producte vergangener methodisch erworbener Erfahrungen sind und jedenfalls nur, wenn sie wirklich dergleichen sind, eine Methodik so zu sagen latent, präformirt liegt. Erst wenn diese letztere wieder flüssig gemacht ist, erst wenn sie zu neuer actuellder Energie sich erhebt, erst wenn die Intuition, um mich so auszudrücken, in den Aggregatzustand des Denkens gehoben ist, kann von wissenschaftlichen Werthen überhaupt die Rede sein. Gefühl mag »alles« sein, in der Wissenschaft aber wird es jedenfalls erst zu beweisen haben, dass es »alles« ist. Oder mit anderen Worten: alles, was durch jene Fähigkeiten erreicht wird, gewinnt erst dann wissenschaftlichen Charakter und eine wissenschaftliche heuristische Bedeutung, sobald es eingereicht wird in den methodischen Zusammenhang methodisch gewonnener Erkenntnisse. Zufällige Impulse aber sind rein äußere Momente, die ohne jeden wissenschaftlichen Werth bleiben, wenn sie sich nicht nothwendig mit jenen Fähigkeiten verbinden.

Aus gewissen hiermit in Zusammenhang stehenden Gründen scheint es mir nun sehr oberflächlich zu sein, dass man z. B. mit Bezug auf Lassalle und Marx von einer »Methode des Socialismus« gesprochen hat, in der Meinung, dass die Ideen, welche wir diesen Männern verdanken, ein wirkliches Product angeblich der von Fichte und Hegel überkommenen »dialektischen Methode« seien. Abgesehen davon, dass Marx selber ausdrücklich sich dagegen verwahrt, seine Methode für die Hegel'sche Dialektik zu halten (obschon er gleichwohl in der »mystischen Hülle« derselben einen »rationellen Kern« sieht)¹⁾, so wissen wir heute doch besser,

1) Marx, Capital. 4. Aufl. Vorwort. S. XVII: »Meine dialektische Methode ist der Grundlage nach von der Hegel'schen nicht nur verschieden, sondern ihr directes Gegentheil. Für Hegel ist der Denkprocess, den er sogar unter dem Namen Idee in ein selbständiges Subject verwandelt, der Demiurg des Wirklichen, das nur seine äußere Erscheinung bildet. Bei mir ist umgekehrt das Ideale nichts anderes, als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle.« Ferner: »Die Hegel'sche Dialektik . . . muss man umstülpen, um den rationellen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken.« Wie solche »Umstülpung« möglich sein soll, dürfte freilich schwer einzusehen sein.

welche Bewandniss es mit dem öden Formalismus dieser Methode hat, als dass wir an das Wunder glauben könnten, es seien auf dem saft- und kraftlosen Baum solcher Dialektik irgend welche Ideenfrüchte gewachsen. Unter der harten, anorganischen Kruste der »dialektischen Methode« wird man also bei Fichte und Hegel nicht minder wie bei Lassalle und Marx (falls man überhaupt bei letzteren von solcher Methode sprechen will) eine andere, organischere Structur suchen müssen, denn nur da bethätigt sich ein lebendiger Geist, wo eine lebendige Form ihn greifbar macht.

Als selbstverständlich wird gelten dürfen, dass bei der ungeheuren Fülle methodologisch-erkenntnistheoretischer Probleme, die sich aus den vorangegangenen Ausführungen ergeben, der Versuch einer auch nur annähernd erschöpfenden Lösung derselben etwa gar im Rahmen dieser Abhandlung von vornherein gänzlich ausgeschlossen ist. Auch wird man für den weiteren Inhalt der letzteren in jenen Ausführungen ein verpflichtendes Programm nicht zu sehen haben. Der nächstliegende Zweck dieser Arbeit ist vielmehr lediglich die Erörterung gewisser nunmehr näher zu bezeichnender erkenntnistheoretischer Grundfragen der Socialwirthschaftslehre, für welche jene einleitenden Bemerkungen feste Gesichtspunkte bezeichnen sollten.

II. Ueber die Stellung der Socialwirthschaftslehre im System der Wissenschaften und den allgemeinen Charakter ihres Gegenstandes.

Die Fragen, um welche es sich hier handeln soll, betreffen den allgemeinen Charakter des Objectes der Socialwirthschaftslehre, die Stellung der letzteren im System der Wissenschaften und die besondere Art ihrer Gesetzmäßigkeit. Alle diese Fragen weisen zugleich auf fundamentale Ausgangspunkte der Forschung überhaupt hin, und da sie aufs innigste mit einander zusammenhängen und namentlich für die speciellere Bestimmung der Aufgaben und Ziele der Wirthschaftslehre von propädeutischem Werth sein dürften, so glaube ich ein Recht zu haben, sie im Rahmen dieser Abhandlung zu vereinigen.

Ist das Object der Wirthschaftslehre das Zweckgebiet der Wirthschaftserscheinungen, so wird als Ausgangspunkt für die begriffliche

Abgrenzung dieses Objects ohne Zweifel die wirthschaftliche Handlung angesehen werden müssen¹⁾. Denn wie wir auch den Begriff »Wirtschaft« näher bestimmen mögen, irgendwie wird sich darin die menschliche Thätigkeit insofern spiegeln müssen, als Einzelhandlungen, also Handlungen von Individuen als Componenten darin aufgehen, da ja nur in diesen Componenten die Gesamthätigkeit der Menschen in der Erfahrung sich offenbart. Mag die Wirtschaft, als Ganzes genommen, sein was sie will, jedenfalls nimmt sie nur in den individuellen Handlungen des Menschen concrete Gestaltung an, und so weit die Zwecke dieser Handlungen auch über das Individualbewusstsein hinausgreifen und hinausreifen mögen, immer wieder wird nur einzig und allein die Manifestation derselben im Geiste des Einzelnen über ihren Inhalt Auskunft geben können.

Insofern nun auf Grund einer Definition der wirthschaftlichen Handlung das Object der Wirtschaftslehre definirt werden kann als Inbegriff der wirthschaftlichen Handlungen, bleibt die Frage offen, was nunmehr unter diesem Inbegriff zu verstehen sei, und die Antwort lautet: ein Organismus. Somit wird es also darauf ankommen, die Wirtschaftserscheinungen als Formen organischer Gestaltungen zu bestimmen, und »da«, wie Sigwart sagt²⁾, »jede bestimmte nicht bloß zufällig von außen herangebrachte Form auf Beziehung ihrer Theile zu einander hinweist, so wird für die Synthese dieser im Begriff ein Princip seiner Beziehungen gesucht werden müssen«. Dieses Princip kann auch für die Wirtschaftserscheinungen nur der Zweck sein. Damit ist aber zugleich die Präponderanz der Zweckerklärung in der Nationalökonomie in ihr Recht eingesetzt, und in der damit zugestandenem Nothwendigkeit psychologischer Interpretation tritt der Charakter der Wirtschaftswissenschaft als Geisteswissenschaft klar zu Tage.

Wird die Definition der wirthschaftlichen Handlung den Zweckinhalt derselben anzugeben haben und insofern eine materiale sein müssen, so ist die Bestimmung des Inbegriffs der wirthschaftlichen Handlungen als eines Organismus zunächst lediglich rein formaler Natur.

1) Dietzel, Der Ausgangspunkt der Socialwirtschaftslehre etc. Zeitschr. f. d. ges. Staatsw. 1883. S. 18. 2) Logik. II. 1. Aufl. S. 210 f.

Nur die Discussion dieser letzteren Aufgabe liegt in dem Aufgabenkreis dieser Abhandlung eingeschlossen. Das schwierige Problem der Definition der wirthschaftlichen Handlung selbst, das ursprünglich mit ins Auge gefasst war, musste, da es sich, wie ich mich schließlich überzeigte, in endlose Gedankenreihen verschlang, hier unerörtert bleiben. Doch hoffe ich, dass die gegebenen Ausführungen Gesichtspunkte nahe legen werden, die für die Zwecke dieser Definition von bleibendem regulativen Werthe sind.

Man könnte nun vielleicht folgende Frage aufwerfen: Wird man nicht genöthigt sein, von zwei Objecten der Wirthschaftslehre zu sprechen? Hat es auf Grund des schon in der Einleitung betonten Gegensatzes zwischen abstracter Theorie und concreter Wirthschaftslehre einen Sinn, bloß von einem Objecte zu sprechen?

Es sei mir gestattet zunächst diesen Gegensatz, soweit er für meine Zwecke hier maßgebend ist, kurz zu charakterisiren.

Zwei Thatsachen werden hier vor allem in Betracht kommen müssen. Einmal sind die fundamentalen Voraussetzungen, auf welche die »Theorie« sich stützt, theilweise nur unvollkommen, theilweise aber gar nicht in den concreten Erscheinungen des Wirtschaftslebens verwirklicht, und ferner ist es aus logischen und erkenntnistheoretischen Gründen ausgeschlossen, diese Erfahrungslücke etwa durch Hinzufügung anderer empirischer Bestimmungen auszufüllen. Weshalb dieses ausgeschlossen ist, dürfte am besten durch den Hinweis auf die allgemeine Mechanik einzusehen sein, die ja, wie man oft hervorgehoben hat, zur speciellen Physik in einem ähnlichen Verhältniss steht, wie die theoretische Wirthschaftslehre zur praktischen. Die Begriffe der »Masse«, der »Schwerkraft«, des »materiellen Punktes«, der »Beschleunigung« u. s. w., welche die Mechanik anwendet, sind Abstractionen rein formaler Natur, die insofern, als alle qualitativen Bestimmungen der Wirklichkeit hier völlig eliminirt sind, nunmehr die Feststellung und Untersuchung rein quantitativer Relationen ermöglichen, denen die später hinzukommende Beobachtung die qualitativen Determinationen ohne weiteres hinzufügen kann. Zwar sind jene Relationen selbstverständlich durchgehends aus der empirischen Beobachtung geschöpft; sie selber aber tragen doch insofern transempirischen Charakter, als ihnen der qualitativ concrete Inhalt fehlt, durch den sie erst

empirische Bedeutung gewinnen. Die Axiome der Mechanik, wie das Princip der Trägheit, die Erhaltung der Energie u. s. w., sind von derselben rein formalen und homogenen Beschaffenheit wie die aus ihnen abgeleiteten Deductionen. Wo die letzteren hinter der Erfahrung zurückbleiben, kann es daher keine Schwierigkeiten darbieten, diesen Mangel durch Hinzufügung weiterer Determinationen auszugleichen, denn immer handelt es sich darum, so zu sagen ein rein abstract-formales Schema einem bestimmten concreten Inhalt conform zu machen, und stets bleibt den Voraussetzungen, unter welchen dies geschieht, ihre rein formale Natur erhalten. Wesentlich verschieden ist das Bild, welches die abstracte Theorie der Wirthschaftslehre darbietet. Hier enthalten die axiomatischen Voraussetzungen, da sie theilweise psychologischer Natur sind, selber bereits qualitative Elemente; sie deuten damit unmittelbar auf wirkliche Thatsachen hin; weil diesen letzteren aber nothwendig die Allgemeingültigkeit rein formaler Bestimmungen fehlt, kann es kein Wunder nehmen, wenn sie mitsammt den aus ihnen gewonnenen Resultaten der Singularität des realen Geschehens sich nicht anschmiegen. Den Axiomen und Sätzen der Mechanik konnten qualitative Bestimmungen beliebiger Art willkürlich hinzugefügt werden, weil sie selber rein formalen Charakter besitzen; die Axiome der Wirthschaftstheorie bleiben vorwiegend qualitative Bestimmungen, welche, obschon sie in der Wirklichkeit theils unvollkommen, theils gar nicht wirksam sind, dennoch ihrer methodischen Bedeutung nach bestimmte Thatsachen der Wirklichkeit allgemeingültig repräsentiren sollen. Die Unmöglichkeit, diese Discrepanz mit der Erfahrung auszugleichen, liegt auf der Hand: subjective der inneren Wahrnehmung entnommene Bedingungen, wie sie die Axiome der Theorie fordern, können niemals objectiven allgemeingültigen Werth haben. Nicht weil diese Axiome überhaupt Abstractionen aus der Wirklichkeit sind, sondern weil sie in nicht hinreichendem Grade Abstractionen sind, muss ihnen lediglich nur ein hypothetischer Werth beigemessen werden. Es liegt ja nun nahe, wie Fourier und Andere¹⁾ es versucht haben,

1) So neuerdings auch Dargun (Egoismus und Altruismus in der Nationalökonomie. Leipzig 1885), doch, wie ich glaube, mit sehr schwachem Erfolge. Auch A. Wagner ist hierher zu rechnen.

die axiomatischen Voraussetzungen der Theorie durch andere bessere zu ersetzen oder zu ergänzen; aber einerseits bringt der Charakter der Wirthschaftslehre als einer Geisteswissenschaft es mit sich, dass die Voraussetzungen, auf welchen sie sich aufbaut, immer wieder psychologischer, also rein qualitativer Art sind, und ferner sind gerade die bestehenden Axiome keineswegs willkürlich gewählt: sie sind vielmehr nothwendige logische Postulate, die durchaus solidarisch sind mit der Existenz der Wirthschaftstheorie überhaupt. Um es kurz zu sagen: sie sind wichtige, unersetzbare Gesichtspunkte, die, soweit es eben im Rahmen einer Geisteswissenschaft möglich ist, in relativ höchstem Maße das erreichen, was die mathematische Mechanik — abgesehen von der Unvollkommenheit unseres Erkennens im Ganzen — im absolut höchsten Maße ermöglicht, nämlich die formalen Beziehungen, die die Wirthschaftslehre gemäß der quantitativen Beschaffenheit ihrer Begriffe zulässt, wie Preis, Werth, Production, Consumption etc., auf Grund einfachster Bedingungen auf den denkbar höchsten quantitativen und constanten Ausdruck zu bringen.

Die wissenschaftliche Methodologie wird die Aufgabe haben, wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, für diese methodische Sanction der subjectiven Voraussetzungen der »Theorie« die erkenntnisstheoretische Begründung zu geben¹⁾: hier muss auf einen derartigen Versuch verzichtet werden. Wie verhält es sich nun mit dem vorhin berührten Einwand? Hat es auf Grund der obigen Darlegungen noch einen Sinn von einem einzigen Objecte der Wirthschaftslehre zu sprechen?

Ich glaube hierauf antworten zu dürfen: Ja oder nein; lediglich auf den Gesichtspunkt wird es ankommen, der auf Grund der Zweckmäßigkeit der specielleren Betrachtung größere oder geringere Sanction erhält²⁾. Ist denn das Socialgebilde der Wirthschafts-

1) Von einem Versuch dieser Art ist bei Menger z. B. keine Spur zu entdecken. Meines Wissens hat diese Aufgabe von den Fachökonomien allein Dietzel erkannt, aber ich glaube, dass hier noch sehr viel zu thun übrig bleibt.

2) Wenn daher Bücher z. B. sagt (Entstehung der Volkswirtschaft. Tübingen 1893. S. 8): »Es handelt sich ausschließlich um diese Verschiedenheit der Objecte, während die verschiedenen Erkenntnismittel beiden Richtungen gemeinsam sind«, so bleibt dieses unangetastet. Ja, im Hinblick auf gewisse

erscheinungen, so allgemein genommen, nicht thatsächlich ebenso für die abstracte Wirthschaftstheorie Object der Untersuchung, wie für die historische Wirthschaftslehre?

Damit soll nun aber keineswegs gezeugnet werden, was oben behauptet worden ist: der logische Gegensatz zwischen der abstracten Theorie und der concreten Volkswirthschaftslehre bleibt voll und ganz bestehen; es muss jedoch gestattet sein, ja es muss ausdrücklich als geboten erscheinen, da, wo der Denkw Zusammenhang es verlangt, in jenem logischen Gegensatz keinen Gegensatz der Objecte, sondern einen solchen der Gesichtspunkte und Voraussetzungen zu sehen, mit welchem Theorie und Praxis an ein und dasselbe Object herantreten. Die Sache läuft ja doch wohl schließlich auf eine Trivialität hinaus, aber es verbarg sich eine Unklarheit darin. Wir bedürfen schlechthin eines Begriffs, der auf denjenigen Ausgangspunkt hinweist, den Theorie und Volkswirthschaftslehre in der Wirklichkeit gemeinsam haben. Schon die Beziehung, in welche wir trotz ihres logischen Gegensatzes diese beiden Disciplinen zu bringen genöthigt sind, fordert die Coincidenz ihrer Objecte. Ich glaube es daher verantworten zu können, wenn ich in den folgenden Ausführungen von einer Wirthschaftslehre und von einem Gegenstand der Wirthschaftslehre spreche: es sind Begriffe, die in dieser Allgemeinheit zunächst lediglich nur einen Revers enthalten auf die später hinzukommenden methodischen Gesichtspunkte speciellerer Art.

Nicht hoch genug kann es geschätzt werden, dass A. Comte zum ersten Male im großen Stil den Versuch einer Classification der gesammten Wissenschaften gewagt hat¹⁾. Ein Eintheilungsprincip für dieselben glaubte Comte in dem mehr oder weniger von

falsche methodische Praktiken — ich denke namentlich an die Begriffshypothesirungen, deren sich die Nationalökonomien oft schuldig gemacht haben — dürfte gerade der von Büchern betonte Gesichtspunkt von besonderem Werthe sein.

1) Baco, d'Alembert, Linné, Bentham, Ampère sind mit derartigen theils mehr, theils weniger umfassenden Versuchen vorangegangen. Comte kann aber für diese Zwecke hier allein in Betracht kommen, da seine Classification zuerst die rein äußerlichen Gesichtspunkte der anderen beseitigte.

Abstraction, die jede Wissenschaft enthält, gefunden zu haben. Dieses Princip ermöglichte die Aufstellung einer »Hierarchie der Wissenschaften«, die nach der quantitativen Abstufung der in ihnen vorkommenden Abstractionen in einer Art linearer Anordnung von den abstractesten Wissenschaften zu immer concreteren Formen derselben fortschreiten sollten. Der Fehler aber, welchen Comte beging, lag darin, dass er in dieser Abstufung der Abstraction nur quantitative, nicht aber qualitative Unterschiede erkannte, was zur Folge hatte, dass er das ganze große Gebiet der Geisteswissenschaften eigentlich gänzlich ignorirte. Wenn Herbert Spencer¹⁾ nun diese Auffassungen Comte's theilweise verbessert hat, so muss es doch erst als eine Errungenschaft der neuesten Zeit, nämlich als das Verdienst Wundt's gelten, die erkenntnistheoretischen Einseitigkeiten und Unklarheiten, die allen früheren Classificationen zu Grunde lagen, vollständig beseitigt und berichtigt zu haben²⁾.

Welchen allgemeinen Charakter hat nun die Wirthschaftswissenschaft hiernach? Welche Stellung im System der Gesamtwissenschaften kommt ihr zu?

Die Wirthschaftswissenschaft ist eine Geisteswissenschaft; specieller bezeichnet also eine Wissenschaft von geistigen Erzeugnissen.

Man könnte fragen: Handelt es sich denn wirklich hier um »geistige Erzeugnisse«? Hat es die Nationalökonomie nicht vielmehr allein mit materiellen Gütern zu thun, und entspringt das wirthschaftliche Leben des Menschen nicht ausschließlich der materiellen Bedürfnissbefriedigung? Sehen wir nicht durchweg das wirthschaftliche Leben von Natureinflüssen abhängig, die, bald fördernd, bald hemmend eingreifend, ihm einen beständig wechselnden Inhalt geben? Gewiss. So sagt z. B. Rodbertus (Zur Erkenntniss unserer staatswirthschaftlichen Zustände, S. 1 f.): »Jeder Volkswirtschaftslehrer zieht im Grunde nur materielle Güter in das

1) Siehe die Abhandlung Spencer's: »Die Genesis der Wissenschaft«, Essays. Vol. I., sowie die Kritik Littré's in seinem Buche »Auguste Comte et la Philosophie Positive«. Paris 1877.

2) Näher kann hier auf diese Dinge selbstverständlich nicht eingegangen werden. Vergl. Wundt, Phil. Stud. V, 1889. Ueber die Eintheilung der Wissenschaften. S. 1 ff. und »System der Philosophie«. S. 23 ff.

Reich der Wirthschaft, und wenn er auch im Anfange seines Werkes beweisen will, dass immaterielle Güter dazu gehören, so ist doch im Verlaufe desselben von diesen nicht mehr die Rede¹⁾.

So zweifellos nun dieses auch wahr sein mag, so lehrt doch eine einfache Ueberlegung, dass diese wirthschaftlichen materiellen Güter und das ganze auf sie gegründete wirthschaftliche Leben unter ganz andere Gesichtspunkte treten und demnach auch für unsere Auffassung einen ganz anderen Charakter haben, als die Naturobjecte und die Naturvorgänge, welche die Naturwissenschaft in ihr Untersuchungsgebiet aufnimmt.

In jedem wirthschaftlichen Gut ist stets eine bestimmte Menge Arbeit immobilisirt. Diese Arbeit hat sich, bevor sie solch ein Gut hervorbrachte, in den Dienst eines planvollen und zielbewussten Willens gestellt; die Intelligenz, die der körperlichen Arbeit ihre Directiven gab, hat jedem wirthschaftlichen Gut sein individuelles wirthschaftliches Gepräge gegeben, und der Weg der arbeitstheiligen Production, den es möglicherweise durchlaufen musste, um dieses Gepräge zu erhalten, hat die Einheit des letzten Zweckes, es einem persönlichen Bedürfniss dienstbar zu machen, doch wahrlich nicht aufgehoben. Kurz, die materiellen Güter der Wirthschaftslehre sind von dem stetigen Zweckstreben des Menschen, die Objecte der Außenwelt unter die Herrschaft der Intelligenz zu zwingen, untrennbar. Von dem wirthschaftlichen Leben als Ganzem aber gilt das um so mehr, je mehr es einerseits selbst organische Gestaltung zeigt, und je mehr es anderseits mit den anderen geistigen Lebensäußerungen zum engsten organischen Zusammenhange verwachsen ist. Gewiss soll nicht etwa die Absurdität behauptet werden, dass der Mensch der Erzeuger des materiellen Substrates sei, das, um mit Marx zu reden, »übrig bleibt, wenn man die Gesamtsumme aller verschiedenen nützlichen Arbeiten, die in Rock, Leinwand u. s. w. stecken, abzieht«. Dieses Substrat wissenschaftlich zu untersuchen, ist Aufgabe der Technologie, Chemie u. s. w. Für die Wirthschaftslehre kommt es nur soweit in Betracht, als es Product einer in den Dienst des menschlichen Willens getretenen

1) Die gleiche Ansicht vertritt auch z. B. Schäffle.

Arbeit ist. Diese wirthschaftliche Arbeit wird aber, um irgendwelche Gesetzmäßigkeit im Wirthschaftsleben zu erkennen, niemals getrennt aufgefasst werden können von der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit und dem gesammten socialwirthschaftlichen Organismus überhaupt; nur im Zusammenhang mit diesem kann ein Sachobject, dem irgendwelche Arbeit anhaftet, wirthschaftliche Bedeutung gewinnen und damit Gegenstand wissenschaftlicher Forschung werden.

Ist aber demnach der eigentliche Gegenstand der Wirthschaftslehre ein Organismus, so kann Niemand im Ernst leugnen wollen, dass dieser im eminenten Sinne das ist, was wir ein »geistiges Erzeugniss« nennen.

Da der Begriff des Organismus zunächst nur für den Menschen- und Thierkörper Geltung hat, so hat man freilich in der Uebertragung dieses Begriffs auf den Socialzusammenhang der Wirthschaftsgemeinschaft lediglich nur ein mystisches Spiel mit Analogien gesehen; man hat geleugnet, dass jener Gemeinschaft überhaupt wahre Realität zukommt; man hat die Zweckthätigkeit, dieses wichtigste Agens aller organischen Bildungen, von dem Einzelwesen nicht trennen wollen, da sie ja empirisch stets nur an ein individuelles Bewusstsein gebunden erscheint. Aber auf der anderen Seite ist man zugleich in ein anderes Extrem gefallen: man hat sich nicht gescheut, von jener Begriffsübertragung rücksichtslos den weitesten Gebrauch zu machen, man hielt sich für befugt, den socialen Körper mit dem physischen Körper völlig zu identificiren; er erhielt so — man verzeihe den Vergleich — gewissermaßen die grotesken Formen konischer Spiegelbilder, es wurde ein Wesen daraus, dem Mund, Nase, Augen und Ohren ganz so zukamen, wie dem menschlichen und thierischen Organismus.

In Wahrheit werden beide Extreme als gleich unzulässig angesehen werden müssen. Was das erstere Extrem anbetrifft, so dürfte sich die »Mystik«, welche man in der Anwendung jenes Begriffs auf das sociale Ganze wittert, sehr bald in die Klarheit wissenschaftlicher Anschauungen auflösen, sobald man erstens einmal die dem Begriff eines Organismus wesentlichen Merkmale scheidet von den unwesentlichen, und zweitens — was mit dem ersteren zusammenhängt — sich stets der Grenzen bewusst bleibt,

wo der logische Zwang wissenschaftlicher Begriffsanwendung sich scheidet von der Willkür vager Analogienbildung. Wenn der Begriff des Organismus logische Merkmale enthält, die in der Anwendung auf das wirthschaftliche Gemeinschaftsleben uns empirische Thatsachen desselben verständlich machen und zugleich wissenschaftlich-heuristischen Werth unverkennbar offenbaren, so wird man die Richtigkeit dieses Begriffs nicht leugnen können: sobald er seinen Erkenntniss-, d. h. seinen Erfahrungswerth documentirt hat, hört er von selbst auf, eine bloße Analogie zu sein und wird Instrument des Denkens. Nun kann aber schon die thatsächliche Verschiedenheit der Objecte, um welche es sich handelt, es unmöglich rechtfertigen, dass alle Einzelmerkmale, die dem thierischen und menschlichen Organismus zukommen, ohne weiteres in Bausch und Bogen auf das Socialgebilde des Wirthschaftsganzen übertragen werden; vielmehr werden, wie gesagt, die unwesentlichen, d. h. die willkürlich übertragenen Merkmale, sorgfältig auszuschneiden sein von dem, was hier wie dort als gemeinsame Eigenthümlichkeit deutlich zu Tage tritt. So geistvoll z. B. Schäffle die Analogie im weitesten Sinne durchzuführen versucht hat, so wird doch gesagt werden müssen, dass die Uebertragung von Ausdrücken wie »Gewebe des Gesellschaftskörpers«, »gewebliche Verwachsung«, »sociale Gewebezellen« (270), »sociale Wahrnehmungs- und Sinnesthätigkeit« (468), »sociale Erkenntniss-, Gefühls- und Willensthätigkeit« (467), »pathologische social-psychiatrische Erscheinungen« (461), »Bindegewebe des socialen Körpers« (287)¹⁾ u. s. w. Gesichtspunkte darbieten, denen unmöglich eine wissenschaftlich-heuristische Bedeutung zugeschrieben werden kann. Diese heuristische Bedeutung kann trotzdem den Gesamtausführungen Schäffle's nicht abgesprochen werden, und schon dieses deutet darauf hin, dass der Begriff des socialen Organismus Merkmale enthält, die den Werth vager und äußerlicher Analogiebildung weit überschreiten. Welches sind diese Merkmale?

Geht man vom menschlichen Einzelorganismus aus, so tritt als wichtigstes Kriterium vor allem die Gliederung der Organe hervor, die dadurch, dass sie in innigster Wechselbeziehung zu einander

1) Schäffle, Bau und Leben des socialen Körpers. Tübingen 1875. Bd. I.

stehen, zugleich coordinirte Theile eines selbständigen Ganzen sind¹⁾. Diese Gliederung geschieht in der Weise, dass jedes Einzelorgan eine bestimmte Arbeit leistet, die im Dienste der Zweckthätigkeit des Ganzen steht; von diesem Ganzen aus erhält es stets seine Directiven, und indem es durch Uebung seine Zweckthätigkeit erhöht, nimmt es an Zwecken Theil, die nicht von ihm selber ausgingen, sondern in der organischen Einheit des Ganzen ihren alleinigen Ursprung haben.

Indem es im folgenden zunächst meine Aufgabe sein soll, diese Bestimmungen, die im allgemeinen das begriffliche Wesen des Organismus erschöpfen, an dem Beispiel der historischen Entwicklung des volkswirtschaftlichen Lebens kurz darzulegen, freue ich mich, hier ganz den Ausführungen Karl Bücher's beitreten zu können, da sie hinsichtlich derjenigen Punkte, die für meine Zwecke die wichtigsten sind, nämlich der Aufstellung der »Stufen der Wirthschaft« und der Darlegung der inneren Structur ihrer Entwicklung, Gesichtspunkte darbieten, die aus der unermesslichen und schier verwirrenden Fülle der Lebensformen der Wirthschaft überall die typischen Erscheinungen in scharfen Umrissen klar hervorleuchten lassen, so dass hiermit die geistlosen Aeüßerlichkeiten aller früheren gleichgerichteten Classificationsversuche meines Erachtens endgültig beseitigt sein dürften²⁾.

So lange wir, wie zur Zeit der »geschlossenen Hauswirthschaft«, Production und Consumption noch ganz innerhalb der Grenzen einer Individualwirthschaft sich abspielen sehen, jede Einzelwirthschaft also die Producte, die sie brauchte, selbst herstellte und selbst verzehrte, und keinerlei Interesse vorhanden war, mehr herzustellen, als der persönliche Lebensbedarf vorschrieb, tritt keine dieser Wirthschaften als Organ in den Dienst eines größeren Ganzen. Sämmtliche Wirthschaftshandlungen bleiben hier *acta domestica*,

1) Siehe zu diesem ganzen Abschnitt: Wundt's System der Philosophie. S. 596 ff.

2) Vergl. Karl Bücher, Die Entstehung der Volkswirthschaft. 6 Vorträge. Tübingen 1893, sowie den aus der Feder desselben Verfassers stammenden Artikel »Gewerbe« im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. — Da im Rahmen der vorliegenden Abhandlung geschichtliche Ausführungen nur skizzenhaft sein können, muss ich ausdrücklich auf die genannten einschlägigen Arbeiten verweisen.

die ebenso wenig in ihren Wirkungen über die enge Sphäre der Einzelwirthschaft hinausgreifen, als sie durch Einflüsse, welche von außen her an sie herantreten, von der ursprünglichen Richtung ihrer Zwecke abgelenkt werden. Mögen auch diese Wirthschafts-complexe in ethnologischer oder politischer Hinsicht von anderen socialen Gruppen sich aufs schärfste abgrenzen und tausenderlei sonstige Interessen sie zu einer Culturgemeinschaft aufs innigste organisch verbinden, in rein wirthschaftlicher Hinsicht werden sie lediglich als Aggregate lose an einander gereihter Wirthschaftseinheiten aufzufassen sein, bei welchen auf Grund der Zwecke, die sie verfolgen, eine Wechselbeziehung unter einander ausgeschlossen ist.

Arbeitstheilung ist zwar auf dieser Stufe der Wirthschaft vielfach sogar in raffinirtester Form vorhanden — man denke z. B. an die großen Sklavenwirthschaften, wie sie uns Rodericus im Bilde des römischen Oikos vorgeführt hat — dieselbe hat aber keine volkswirthschaftliche, sondern eine rein privatwirthschaftliche Bedeutung; denn wenn auch die Rohproducte solcher Wirthschaften zum Zwecke der Veredelung durch noch so zahlreiche arbeitende Hände hindurchgehen, so erhalten sie auf diesem Wege doch niemals den Charakter von Tauschgütern oder gar Waaren, sondern bleiben subjective Gebrauchswerthe ein und derselben Wirthschaft. Mit anderen Worten: die Arbeitstheilung dient hier lediglich dem Vortheil des Sklavenherrn, dem pater familias; Umfang und Richtung der Production erhalten von ihm aus ihre Directiven, der ganze Ertrag der Wirthschaft, wie Bücher sagt, fließt in seinen Händen zusammen, und in ihm ist die Willenseinheit der Hauswirthschaft verkörpert.

In erster Reihe kommt für diese Wirthschaftsstufe das Fehlen des Tauschverkehrs in Betracht, und hier tritt die Wesensverschiedenheit derselben von modernen Zuständen am deutlichsten zu Tage. Muss doch der Tauschverkehr überhaupt erst als das eigentliche Element angesehen werden, in welchem der Organismus der Volkswirthschaft lebensfähig wird. Denn subjectiv geht mit der wachsenden Ausdehnung und Complication der Tauschbeziehungen eine immer größer werdende Bedürftigkeit, objectiv eine immer größer werdende Unfähigkeit des Einzelnen Hand in Hand, selbst

ständig diese Bedürftigkeit zu befriedigen. Je mehr diese Momente im Gemeinschaftsleben der Individuen sich bemerkbar machen, um so abhängiger muss jeder vom anderen erscheinen, und um so inniger wird die Wechselbeziehung der Kräfte sein müssen, welche die Zwecke des wirthschaftlichen Lebens verwirklichen.

Das ganze Alterthum jedoch und zum größten Theil selbst das Mittelalter hasste den Tausch. »Der Tausch«, sagt Bücher, »ist ursprünglich ganz unbekannt. Der primitive Mensch, weit entfernt, eine angeborene Neigung zum Tauschen zu besitzen, hat im Gegentheil eine Abneigung gegen dasselbe. Tausch und täuschen ist in der älteren Sprache eins. Es gibt keinen allgemein anerkannten Werthmaßstab. Man muss deshalb fürchten, im Tausche betrogen zu werden. Außerdem ist das Arbeitsproduct sozusagen ein Theil des Menschen, der es erzeugt hat. Wer es einem anderen überlässt, entäußert sich eines Theiles seiner selbst und gibt den bösen Mächten Gewalt über sich. Bis tief in das Mittelalter hinein ist der Tausch unter den Schutz der Oeffentlichkeit, des Abschlusses vor Zeugen, der Anwendung symbolischer Formeln gestellt¹⁾.

Nun kann freilich kein Zweifel sein, dass da, wo die ungleiche Vertheilung des Grundbesitzes und die Unstetigkeit der Productionsbedingungen — Dinge, die ja nie und nirgends gefehlt haben — in der einen Wirthschaft Ertragsüberschüsse, in der anderen Mangel hervorriefen, das Bedürfniss des Austausches sehr früh sich eingestellt haben muss, was schon aus rein psychologischen Gründen sehr einleuchtend ist. Gerade die Thatsache aber, dass der erste Tauschverkehr lediglich aus dem Bedürfniss eines derartigen Ausgleichs von Mangel und Ueberfluss entsprang, ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass er mit den ursprünglichen Zwecken jenes primitiven Wirthschaftssystems nichts gemein hat, und die factische Bedeutung, welche der Tausch für die Periode der »geschlossenen Hauswirthschaft« gehabt hat, bestätigt diese Auffassung vollkommen.

Zunächst wird es sich überhaupt nur um gelegentliche wechselseitige Aushülfe gehandelt haben, wozu dann allerdings, wie Bücher darlegt, wirkliche Tauschhandlungen sehr bald hinzutraten: »Korn um

1) Bücher, Entstehung der Volkswirthschaft. S. 16 f.

Wein, ein Pferd um Getreide, ein Stück Leinentuch um ein Paar Schafe. Dieser Tauschverkehr erweitert sich durch das beschränkte Vorkommen mancher Naturgaben und die örtlich gebundene Production vielbegehrter Güter. Bestimmte Artikel dieses Verkehrs werden in oft geschilderter Weise zu allgemeinen Tauschmitteln: Pelze, Wollenzeug, Matten, Vieh, Schmuckgegenstände, endlich Edelmetall. Es entsteht das Geld; der Hausirhandel, die Märkte treten auf; es zeigen sich Spuren entgeltlichen Creditverkehrs. Aber, wie derselbe Forscher hinzufügt: »die innere Structur des Wirthschaftslebens (d. h. der »geschlossenen Hauswirthschaft«) wird dadurch nicht berührt. Anstoß und Richtung empfängt jede Einzelwirthschaft nach wie vor durch den Einzelbedarf ihrer Angehörigen; was sie zur Befriedigung desselben selbst erzeugen kann, muss sie hervorbringen. Ihr einziger Regulator ist der Gebrauchswerth. ‚Der Landwirth taugt nichts‘, sagt der ältere Plinius, ‚der da kauft, was eigene Wirthschaft ihm gewähren kann‘, und dieser Grundsatz ist noch viele Jahrhunderte nachher in Geltung geblieben¹⁾.

Dasselbe, was vom directen Austausch gesagt ist, gilt auch vom Handel. Wenn er in der primitiven Form des Hausirhandels auch schon sehr früh aufgetreten sein mag, so bleibt er doch für das Ganze des Wirthschaftslebens auf dieser Stufe von durchaus secundärer Bedeutung. Die Zwecke der isolirten Hauswirthschaft gehen eben unverkennbar darauf hinaus, nur soviel zu produciren, als innerhalb des geschlossenen Kreises des Oikos verzehrt wird, und diese Zwecke zu durchbrechen ist der Zwerghandel dieser frühen Zeit außer Stande. Die geringe locale Ausdehnung desselben, die kleine Zahl der Objecte, auf welche er sich erstreckt, sowie die Thatsache, dass seine engherzigen Tendenzen den Productionsprocess nirgends aus der ursprünglichen Geschlossenheit herausdrängen, wodurch die Autonomie der Einzelwirthschaft unversehrt erhalten bleibt, lassen ihn lediglich nur als Nebeneffect der Wirthschaft, als »Lückenbüßer« derselben erscheinen, der, auch zugestanden, dass er nie und nirgends gefehlt hat, den Charakter der Aggregation, wie er einer volkswirtschaftlichen Betrachtung dieses Wirthschaftslebens sich aufdrängt, keineswegs aufhebt.

1) Bücher, a. a. O. S. 36 ff.

Ebenso wenig nun, wie Handelsbeziehungen, haben in dieser Periode »Dienst-, Lieferungs- und Abgabenverhältnisse zwischen Hauswirthschaften unter einander, wie zwischen ihnen und größeren Gemeinschaften und Oberhäuptern« gefehlt, ich glaube aber nicht, dass dieselben, wie A. Wagner meint¹⁾, »allein genügen, um einen Complex wirthschaftlicher Erscheinungen zu geben, der als Volkswirtschaft aufzufassen ist«. Insofern jene »Verhältnisse« dem Bedürfniss eines Ausgleichs von Mangel und Ueberschuss entsprangen, sind sie mit den primitiven Tauschhandlungen auf eine Stufe zu stellen, insofern ihre Bedeutung aber wesentlich darauf hinausläuft, bestimmte Solidaritäts- und Abhängigkeitsbeziehungen zur Geltung zu bringen, tritt nicht ihre rein wirthschaftliche, sondern in erster Linie ihre politisch-rechtliche Mission in den Vordergrund, und als solche sind sie ebenso wohl im Rahmen eines Systems lose an einander gereihter Wirthschaftsaggregate denkbar, wie im Rahmen eines ausgebildeten volkswirtschaftlichen Organismus. Auch da, wo es in späterer Zeit sich um umfassende finanzpolitische Institutionen handelte, wie »die Besteuerung der ständischen Periode, die Festsetzung von Steuercontingenten und von Maßstäben der Repartition auf die einzelnen Städte und einzelnen Wirthschaften (agrарische, städtische u. s. w.)«²⁾ wird aus dem bloßen Bestehen derartiger Verhältnisse ein Präjudiz für das Vorhandensein eines ebenso umfassenden organischen Wirthschaftszusammenhangs nicht gemacht werden dürfen. Vielmehr rechtfertigt die Existenz aller dieser Verhältnisse zunächst nur höchstens die Annahme, dass eine socialpolitische Organisation im allgemeinen Sinne vorhanden war,

1) Siehe A. Wagner's Recension von Bücher's »Entstehung der Volkswirtschaft« in den Preuß. Jahrb. Heft III. März 1894. So behauptet Wagner folgendes: »Jedes noch so rohe System von Abgaben und Dienstplichten der 'Hauswirthschaften' und ihrer Angehörigen, insbesondere zunächst ihrer Herren gegenüber politischen und hierarchischen Autoritäten bedingt begrifflich und besitzt auch historisch eine gewisse Regelung, bei welcher die einzelne Wirthschaft als Glied eines wirthschaftlichen Ganzen, eben der größeren und kleineren 'Volkswirtschaft' unter einer Autoritätsherrschaft erscheint«. Ich halte nur folgenden Schluss für berechtigt: Nicht als Glied eines wirthschaftlichen Ganzen (einer Volkswirtschaft) erscheint auf Grund jener Regelung die einzelne Wirthschaft hier, sondern als Glied eines politischen Ganzen; ein Satz, der freilich zur billigen Weisheit wird, da er rein tautologisch ist.

2) Wagner, ibid.

ob ein wirthschaftlicher Organismus auf Grund solcher Voraussetzung nachweisbar ist, kann einzig und allein nur die factische historische Bedeutung lehren, die der wirthschaftlichen Seite jener Erscheinungen beizumessen ist. Dass aber diese Bedeutung auf der Stufe der »geschlossenen Hauswirthschaft« gerade das ausschließt, worauf es ankommt, die wirthschaftliche Wechselbeziehung der Kräfte nämlich, die die Autonomie der Einzelwirthschaft durchbricht und den Productionsprocess in die Bahnen eines allgemeinen Tauschverkehrs leitet, muss, glaube ich, jeder unbefangenen Beobachtung jener primitiven Zustände unverkennbar einleuchten.

Wo es sich darum handelt — und das ist ja hier die Hauptfrage — welche Bedeutung eine Institution für das wirthschaftliche Leben eines Volkes gehabt hat, da wird man sorgfältig darauf bedacht sein müssen, eben diese eine Seite der Erscheinung, auf welche es ankommt, aus dem Blickpunkt der Betrachtung niemals zu verlieren. Was wir Wirthschaftserscheinungen nennen — das Wort im strengen, sozusagen begrifflich-comprimirten Sinne genommen — führt, losgelöst von den anderen Lebensäußerungen der Menschen, den Formen des Rechts, der Sitte, der Sittlichkeit u. s. w. zwar nirgends in der Wirklichkeit ein isolirtes Dasein. Stets sind uns in der Erfahrung die wirthschaftlichen Vorgänge zugleich als Thatsachen dieser anderen Lebensäußerungen gegeben, sie erhalten und bewegen sich, wie Knies einmal sagt, immer nur im organischen Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung ihres allgemeingeschichtlichen Lebens; eben weil dieses aber der Fall ist, weil jedes jener Gebiete zugleich besonderen, nur ihm eigenthümlichen Zwecken folgt, die oft genug interferiren und jedenfalls niemals in der Concretion der Erscheinungen so klar ins Bewusstsein fallen, dass es, um sie zu finden, bloß eines Appells an unsere Selbstbesinnung bedürfte, ist die Aufgabe hier eben die, alles, was als charakteristisches Merkmal den einzelnen Theilerscheinungen nicht zukommt, aus den Wahrnehmungskomplexen reinlich auszuschneiden. Maßgebend für die Wirthschaftserscheinungen bleibt hier allein das oben dargelegte Verhältniss von Production und Consumption. Mit anderen Worten: Wirthschaftserscheinungen, in dem Sinn, in welchem sie für die Aufstellung

der »Stufen der Volkswirtschaft«, soweit dieselbe von logischen Gesichtspunkten sich beherrschen lässt, in erster Linie in Betracht kommen, sind nichts anderes als Producte der isolirenden Abstraction, die, geleitet von zwingenden Motiven, aus den complexen Gebilden der Wahrnehmung bestimmte in gemeinsamen Merkmalen übereinstimmende Elemente loslöst, um sie, wenigstens zeitweise, gesondert zu betrachten und mit dem Verständniss ihres eigenen Charakters — immer natürlich auf Grund des thatsächlichen Geschehens — auch dasjenige ihres Zusammenhanges mit den anderen Erscheinungen logisch zu vermitteln.

Mit dem vorhin Gesagten ist zugleich der Auffassung Raum gegeben, dass der sociale Organismus (im weiteren Sinne) zweifellos früher vorhanden war, als der socialwirthschaftliche Organismus (im engeren Sinn), womit nichts anderes gesagt sein soll, als dass zur Zeit, wo das Wirthschaftsleben noch in den Formen der isolirten Hauswirthschaft, d. h. also in den Formen bloßer Aggregation, sich abspielte, Recht, Sitte, Sittlichkeit und all die anderen Culturformen des socialen Lebens zu mehr oder weniger umfassenden organischen Zusammenhängen sich längst aufs innigste verschlungen haben.

Hierbei kommt weiterhin namentlich folgendes in Betracht. Die Natur derartiger Zusammenhänge ist dadurch gekennzeichnet, dass sich in ihnen Zwecke ausbilden, die aus individuellen Willensbestrebungen allein nicht erklärt werden können, obschon freilich diese Zwecke immer erst dadurch reale Bedeutung gewinnen, dass sie sich in letztere transformiren. Indem individuelle Strebungen weit über ihre ursprünglichen Ziele nach Inhalt und Umfang hinauswachsen, kommt es, dass sie ihre individualpsychologische Färbung gänzlich verlieren und logisch-allgemeingültigen Charakter annehmen; was wir »logisch« nennen, ist ja überhaupt nichts anderes, als diese dem individuellen Leben entwachsene höhere, allgemeingültige Form des Psychologischen.

Das Wirthschaftsleben jedoch in der Periode der »geschlossenen Hauswirthschaft« entbehrt solcher logischen Inhalte noch ganz; und insofern aus diesen tieferen Gründen hier von organischen Zusammenhängen nicht gesprochen werden kann, findet auch die »abstracte Wirthschaftstheorie« hier ein Aufgabenfeld nicht vor. Ich werde später auf diesen Punkt zurückkommen. An dieser Stelle möchte

ich nur noch ausdrücklich hervorheben, dass der hauswirthschaftlichen Periode der Name Volkswirthschaft ebenso wenig zugesprochen werden kann, wie der Name Socialwirthschaft. Denn die wesentliche Bestimmung dieser beiden Begriffe bleibt eben die organische Structur des wirthschaftlichen Lebens: jene bezeichnet denjenigen wirthschaftlichen Organismus, der innerhalb des Zweckgebietes der bestimmten politisch-rechtlichen Organisation eines bestimmten zur staatlichen Einheit zusammengefassten Volkes sich abspielt, diese bezeichnet den wirthschaftlichen Organismus schlechthin, d. h. unabhängig gedacht von allen besonderen politischen Maßnahmen und nationalen Schranken, lediglich als das Product freien socialwirthschaftlichen Verkehrs¹⁾.

Gegenüber dem Nebeneinander der Einzelwirthschaften, die von den Fäden des Handels und des directen Austausches in dieser Periode nur lose umspinnen erscheinen, trägt jede derselben allerdings durchaus organisches Gepräge. So stellt die »familia urbana« auf Grund ausgedehnter Arbeitstheilung bereits ein überaus reich gegliedertes System mannigfachster Wechselwirkung dar, innerhalb dessen jeder ebenso sehr von den Leistungen des anderen abhängig ist, als er durch Uebernahme eines Theils der Gesamtarbeit an der Zweckthätigkeit des Ganzen mitarbeiten hilft. Daher wird man nicht fehl gehen, wenn man diese Einzelwirthschaft mit der Zelle vergleicht, aus deren inneren Lebensbedingungen heraus der volkswirthschaftliche Organismus der späteren Zeit sich entwickelt hat.

Erst ganz allmählich, im Laufe jahrhundertelanger Umbildung, geht die »geschlossene Hauswirthschaft« in eine neue Entwicklungsform über, nämlich in die der »Stadtwirthschaft« (nach Bücher's Bezeichnung), und damit ist in dem Fortschritt zur Volkswirthschaft eine wichtige Etappe bezeichnet. »Das Wesen dieser Wirthschaft«, sagt Bücher²⁾, »liegt darin, dass die auf den Anbau des Bodens gegründete Einzelwirthschaft einen Theil ihrer Selbständigkeit verliert, indem sie nicht mehr im Stande ist, ihren gesammten Güter-

1) Vergl. hiermit die Definitionen Dietzel's in seiner Dissertation: Das Verhältniss der Volkswirthschaftslehre zur Socialwirthschaftslehre. Berlin 1882. Einleitung.

2) Entstehung der Volkswirthschaft. S. 43.

bedarf mit eigenen Kräften zu erzeugen, und dauernd und regelmäßig der Ergänzung aus den Producten anderer Wirthschaften bedarf. Es bilden sich aber nicht sofort vom Boden losgelöste Wirthschaften, deren Träger etwa die industrielle Veredelung von Stoffen für Andere oder die berufsmäßige Leistung von Diensten oder die Besorgung des Austausches zur ausschließlichen Erwerbsquelle machen. Vielmehr sucht nach wie vor ein jeder Wirth soweit als möglich dem Boden seinen Unterhalt abzugewinnen; hat er darüber hinaus Bedürfnisse, so benutzt er eine besondere Geschicklichkeit seiner Hand, einen besonderen Productionsvorteil seines Wohnortes, der in Feld, Wald oder Wasser ihm entgegentritt, um ein specielles Erzeugniss im Ueberfluss hervorzubringen: der eine Getreide, der andere Wein, der dritte Salz, der vierte Fische, ein fünfter Leinwand oder ein sonstiges Product des Hausfleißes. Auf diese Weise entstehen einseitig entwickelte Sonderwirthschaften, welche auf den regelmäßigen gegenseitigen Austausch ihrer Ueberschussproducte angewiesen sind. Dieser Austausch bedarf zunächst nicht eines organisirten Handels. Wohl aber bedarf er leichter Verkehrsformen, als sie das ältere Recht bot, und diese finden sich durch die Ausbildung des Marktwesens.

Indem der Tausch durch die immer mehr Bedeutung gewinnende Ausbildung des Marktverkehrs, wie er mit der Entwicklung des Städtewesens Hand in Hand geht, die Autonomie der einzelnen Wirtschaftsaggregate der früheren Zeit durchbricht, wird die ganze Structur des Wirtschaftsbildes von Grund aus verändert. Da die Einzelwirthschaften des platten Landes die gesteigerten Bedürfnisse ihrer Angehörigen nicht mehr zu befriedigen im Stande sind, und ebenso die Bewohner der Stadtmarkungen, wo nach und nach die gewerbliche Arbeit sich condensirt, auf die Producte des platten Landes angewiesen bleiben, entsteht zwischen Stadt und Land ein System regelmäßigen directen Austausches und ein Zustand beständiger wechselseitiger Abhängigkeit.

Aus der selbständigen Zelle der Hauswirthschaft entfalten sich so die beiden relativ ebenfalls selbständigen Wirtschaftskreise der Stadt und des platten Landes, die nun verschiedene Wirtschaftsaufgaben selbständig übernehmen, aber dadurch, dass sie, um das materielle Bedürfnissleben des Menschen überhaupt zu befriedigen, zu

gemeinsamen Zwecken sich verbinden, die Einheit der geschlossenen Hauswirtschaft sozusagen in höherer, abstracterer Form wiederherstellen.

Zunächst bleibt jedoch beachtenswerth, dass diese Wechselwirkung von Stadt und Land sich lediglich in den Formen eines rein privatwirtschaftlichen Verkehrs vollzieht, und dass erst im Laufe von Jahrhunderten diese Formen allmählich schwinden. »Art und Umfang der Production bestimmt noch immer der Grundbesitzer, der den Rohstoff erzeugt; er leitet auch den ganzen Productionsprocess. Der Bauer erzeugt den Roggen, drischt und reinigt ihn und gibt dann das Korn dem Müller gegen Naturallohn (Molter) zum Vermahlen; das Mehl erhält der Bäcker und liefert gegen den Backlohn und Ersatz des Heizmaterials eine Anzahl Brotdlaibe daraus. Vom Momente der Aussaat bis zum Augenblick des Brotgenusses ist das Product niemals Capital gewesen, sondern immer nur Gebrauchsgut auf dem Wege zur Genussreife. An das fertige Product heften sich keine Unternehmergewinne und Zinsenzuschläge oder Austauschprofite, sondern nur Arbeitslöhne¹⁾.

Der Gewerbetreibende (Lohnwerker, nach Bücher's Terminologie) arbeitet in dieser Wirthschaftsperiode stets für einen bestimmten Consumentenkreis. Die Roh- und Hilfsstoffe werden ihm vom letzteren geliefert, und im Verlauf des ganzen Productionsprocesses wechseln sie niemals ihren Besitzer. Bald sind es die Kunden, welche den »Lohnwerker« auf seinem Preisstande, auf dem Markte oder in seiner häuslichen Betriebsstätte aufsuchen, um gegen Stücklohn ihm das unfertige Product in Arbeit zu geben, bald zieht jener mit seinem Werkzeug aufs Land, auf die Stör, wie man zu sagen pflegte, d. h. er begibt sich in die Häuslichkeit der Besteller, um gegen Wohnung und Unterhalt für die Zeit des Bedarfs ihnen seine Arbeitskraft und Geschicklichkeit zur Verfügung zu stellen.

Was dem Arbeiter zu eigen gehört und als Erwerbsmittel dient, ist lediglich das Werkzeug; ein anderes Betriebsmaterial als dieses besitzt er nicht. Als der lebendigste, geistigste und gleichsam persönlichste Theil der Sachgüterwelt der geschlossenen Hauswirth-

1) Bücher, a. a. O. S. 100.

schaft tritt das Werkzeug so aus dem Bannkreis derselben zuerst heraus, und indem es dem Arbeiter als Erwerbsmittel dient, wird es auf der Stufe der Stadtwirtschaft Capital; die Roh- und Hilfsstoffe jedoch gehen vorläufig in den Dienst des Erwerbs noch nicht ein, sondern bleiben nach wie vor rein subjective Gebrauchswerthe, d. h. Vorräthe des Hauses. Daher handelt es sich ebenso wie auf der Stufe der geschlossenen Hauswirtschaft nicht um Production von Gütern, die zum Austausch bestimmt sind und sociale Gebrauchswerthe darstellen, welche ihre Consumenten erst finden sollen (Waaren)¹⁾, sondern um bestellte Arbeit, d. h. um Fabrikate, die ihre Abnehmer bereits besitzen, und die sofort nach ihrer Herstellung in die Hände derer übergehen, die sie bestellt haben.

Vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt ist der Lohnwerker als der integrirende Theil einer geschlossenen Einzelwirtschaft nicht mehr anzusehen; bewaffnet mit dem Werkzeug steht er im Kampf um das Dasein auf eigenen Füßen; an die Stelle der Sklaven- und Frohnarbeit, die nur den Zwecken des Oikos- oder Frohnherrn diene, ist die Kundenproduction getreten, und so erscheint das slavische Band, das den Arbeiter an die Scholle einer einzigen Wirtschaft fesselte, gelöst; aber der Umstand, dass er die Rohstoffe geliefert erhält, und dass er an die Zwecke eines bestimmten Bedarfs aufs engste gebunden bleibt, lässt einen Theil der früheren individuellen Abhängigkeitsformen noch bestehen. Dieselben erleiden erst dadurch einen wesentlichen Abbruch, dass die Materiallieferung allmählich ganz von der Hand des Consumenten in die des Producenten übergeht, und indem so der letztere sowohl Bearbeiter als Eigenthümer der Rohstoffe wird, büßt das Fabrikat den Charakter des subjectiven Gebrauchswerthes ein und wird Tausch-

1) Interessant ist, wie sich der durchaus moderne Begriff »Waare« im heutigen Rechtswesen spiegelt. Für die juristische Praxis gilt nämlich der Grundsatz, wie ich aus mehreren zur Entscheidung gekommenen Rechtsfällen ersehe, dass das bloße Aufbewahren von Sachgütern in Geschäftsräumen bereits als ein Feilbieten derselben aufzufassen ist. Darin prägt sich deutlich die Bestimmung der Waaren aus: Sachgüter zu sein, die lediglich zum Gebrauche Anderer da sind und die Marke des objectiven Tauschwerthes sozusagen mit zur Welt bringen. In der Periode der Stadtwirtschaft ebenso wie in der geschlossenen Hauswirtschaft wäre eine derartige juristische Auffassung unmöglich gewesen.

object. Damit ist der Entwicklung von der Gebrauchswerth- zur Tauschwerthproduction der Weg gebahnt.

Mit der Ausbildung des Lohnwerks (wie es soeben kurz gekennzeichnet wurde) war mit Bücher's Worten »bloß der Arbeiter aus der Wirthschaft des Grundeigenthümers ausgetreten, jetzt folgen ihm auch die anderen Productionselemente¹⁾. Es entsteht das Handwerk (Preiswerk) im eigentlichen Sinne, d. h. dasjenige gewerbliche Betriebssystem, bei welchem der Producent Eigenthümer sämmtlicher Betriebsmittel ist und Tauschwerthe für einen bestimmten Kundenkreis herstellt. Damit geht, wie Bücher sagt, »sozusagen ein Riss durch den wirthschaftlichen Productionsprocess. Hatte seither der Grundeigenthümer diesen ganzen Process geleitet, wenn auch mit Zuhülfenahme fremder Lohnarbeiter, so gibt es jetzt zwei Arten von Wirthschaften, von denen jede nur einen Theil des Productionsprocesses vollzieht, die eine erzeugt das Rohproduct, die andere das Fabrikat²⁾.

Aber auch jetzt handelt es sich immer noch um directe Berührung zwischen Producent und Consument, denn wenn auch der vom Handwerk übernommene Theil des Productionsvorganges aus dem Kreis der isolirten Hauswirthschaft völlig herausgestoßen erscheint, so wird doch Art und Umfang der Production lediglich durch den Bedarf einer bestimmten Kundschaft geregelt; das Product ist hier zwar Waare, »Preisgut«, geworden, aber nicht »Dutzendwaare für alle Welt«, sondern Kundenwaare für ein local begrenztes Absatzgebiet³⁾.

Erst die wirthschaftliche Organisationsform der Unternehmung, wie sie in der Fabrik ihren typischen Ausdruck findet, löscht alle früheren individuellen Beziehungen zwischen Production und Consumption vollkommen aus. Die fortdauernde Steigerung des Bedarfs, sowie die durch Aufhebung der inneren Zollschraken und durch Erweiterung des städtischen Marktes zu einem nationalen und internationalen Handelsverkehr bedingte Expansion des gesamten Wirthschaftslebens bringt es mit sich, dass der directe Tauschverkehr

1) Bücher, Artikel »Gewerbe«, a. a. O.

2) Entstehung der Volkswirthschaft. S. 103 f.

3) Artikel »Gewerbe«, a. a. O.

zwischen Producenten und Consumenten zur Unmöglichkeit wird. So schieben sich vermittelnde Zwischenglieder in den Wirthschaftsprocess ein, mit der Tendenz, einerseits die Producte ihren consumtiven Zwecken leichter zugänglich zu machen, und anderseits durch Steigerung der Productivität der Arbeit dem nach Inhalt und Umfang ins Ungemessene sich ausdehnenden Bedarf zweckmäßig sich anzupassen.

Diese Aufgaben erfüllen die beiden letzten wichtigen gewerblichen Betriebsformen: das Verlagssystem und die Fabrik. Jene ist als Organisation der Gütervertheilung (des Absatzes), diese als Organisation des Productionsprocesses aufzufassen¹⁾.

»Der Verleger ist«, nach Bücher's Definition²⁾, »ein kaufmännischer Unternehmer, der regelmäßig eine größere Zahl von Arbeitern außerhalb seiner eigenen Betriebsstätte in ihren Wohnungen beschäftigt. Diese Arbeiter sind entweder ehemalige Handwerker, welche fortan anstatt für viele Consumenten für den einen Händler produciren. Oder sie sind ehemalige Lohnwerker, welche jetzt den Rohstoff, den sie verarbeiten, nicht mehr vom Consumenten, sondern vom Kaufmann empfangen. Oder es sind Bauernfamilien, welche ehemalige Hausfließproducte jetzt als Marktware erzeugen, die durch den Verleger in den Welthandel gebracht wird«

»Der Verleger schießt den kleinen Producenten, die anfangs noch eine ziemlich selbständige Stellung haben, bald bloß den Kaufpreis ihrer Producte vor, bald liefert er ihnen auch den Rohstoff und zahlt dann Stücklohn, bald gehört ihm sogar das Hauptwerkzeug (der Webstuhl, die Stickmaschine etc.). Nach und nach sinken die kleinen Producenten, da sie nur einen Abnehmer haben, in immer tiefere Abhängigkeit herunter; der Verleger wird ihr Arbeitgeber, und sie sind Arbeiter, auch wenn sie formell den Rohstoff selbst liefern«. Und ferner: »Hat beim Verlag das Capital sich bloß des Vertriebs der Producte bemächtigt, so ergreift dasselbe bei der Fabrik den ganzen Fabricationsprocess« »Die Fabrik organisirt den ganzen Productionsprocess; sie fasst verschiedenartige Arbeiter in gegenseitiger Ueber- und Unterordnung zu einer einheitlichen wohldisciplinirten Körperschaft zusammen, vereinigt sie in

1) Bücher, a. a. O., sowie »Entstehung der Volkswirtschaft«. S. 105 ff.

2) ibid.

eigener Betriebsstätte, stattet sie mit einem großen vielgliedrigen Apparat mechanischer Productionsmittel aus und steigert dadurch in eminentem Maße ihre Leistungsfähigkeit. Die Fabrik unterscheidet sich vom Verlagssystem wie das wohlgeordnete, einheitlich bewaffnete Kriegsheer der Linie vom bunt zusammengewürfelten Landsturm«.

Die Impulse des Bedarfs gehen jetzt nicht mehr von einem local begrenzten Kundenkreise aus, wie es noch beim Handwerk der stadtwirthschaftlichen Periode der Fall war, sondern von der Gesammtheit der einzelnen Wirthschaftsindividuen selbst. Damit werden die Fäden des Tauschverkehrs aufs mannigfaltigste verschlungen, und der Einfluss privatwirthschaftlicher Beziehungen verschwindet ganz.

Zugleich erzeugt die Gemeinschaft des wirthschaftlichen Lebens, wie bereits hervorgehoben wurde, Erscheinungen, die aus der Eigenart irgend welcher isolirten Bestandtheile desselben allein nicht abgeleitet werden können. Solche Erscheinungen sind die Gesetze von Angebot und Nachfrage, des Preises, des Zinses, der Rente u. s. w.: Vorgänge, die sämmtlich constante Beziehungen ausdrücken, welche gleichsam aus der Tiefendimension des social-wirthschaftlichen Lebens quellen und die organische Gestaltung desselben zur Voraussetzung haben.

Indem der moderne Tauschverkehr ein Netz von Wechselbeziehungen über den ganzen Erdkreis gesponnen hat, d. h. Production und Consumption heute weit aus einander und gewissermaßen auf der Peripherie eines Kreises liegen, die über die Grenzen der nationalen Volkseinheit weit hinausragt, kommen wirthschaftliche Handlungen nur so zu Stande, dass das ganze Gebiet jenes Tauschverkehrs bald mehr bald weniger beeinflusst wird. Dieses tritt namentlich in den Preisschwankungen, denen die Producte ausgesetzt sind, deutlich hervor, vorausgesetzt natürlich, dass nicht Monopolbewerthungen, Prohibitivzölle u. dergl. die gesetzmäßigen Bedingungen jenes freien Tauschverkehrs unterbinden. Doch nicht bloß zwischen Angebot und Nachfrage, Production und Consumption ein und desselben Tauschgutes wie Kaffee, Zucker, Thee u. s. w. herrscht die innigste Wechselbeziehung, so dass ein Sinken oder Steigen des einen oder des anderen Factors sich sofort in ent-

sprechenden Preisdifferenzen kundgibt, sondern die Höhe dieser Differenzen ist wesentlich mitbestimmt durch den Stand von Angebot, Nachfrage etc. hinsichtlich aller anderen Nutzgüter, die im Wirthschaftsverkehr zum Austausch kommen. Braucht doch eine Einzelwirthschaft niemals Kaffee, Zucker oder Thee allein, sondern zugleich eine große Menge anderer Güter, die alle dadurch sich auszeichnen, dass sie nicht da consumirt werden, wo sie hergestellt worden sind, sondern vom Standpunkt der Production aus durchweg »Gebrauchswerthe für Andere« darstellen, welche, um ihre consumtiven Zwecke zu erfüllen, eben gegen andere Güter eingetauscht werden müssen. Insofern in solcher Arbeitsverkehrsgesellschaft niemand das erzeugt, was er selber direct braucht, sondern behufs Befriedigung seiner materiellen Bedürfnisse durchweg auf Andere angewiesen ist, deren Producte er durch seine disponiblen Tauschmittel erst erwerben muss, entsteht ebenso sehr eine grenzenlose Abhängigkeit jedes einzelnen vom andern, wie eine durchgängige Solidarität aller wirthschaftlichen Interessen und damit gewissermaßen der Zustand eines beständigen labilen Gleichgewichtes, so dass auch scheinbar noch so unbedeutende Einwirkungen den gesammten Wirthschaftsprocess nach den verschiedensten Richtungen hin unabänderlich in Mitleidenschaft ziehen.

Wesentlich für diese wirthschaftlichen Wechselbeziehungen ist namentlich die kosmopolitische Bedeutung, die unser modernes Geld- und Creditwesen gewonnen hat; auf Grund desselben, sowie im Verein mit dem Welthandel und einer weitgehenden Ausbildung der verschiedenen Formen der Arbeitstheilung tritt das einzelne Wirthschaftsindividuum ebensowohl wie ganze Gruppen, die sich zu wirthschaftlichen Interessenverbänden consolidirt haben, und zu welchen in erster Linie die staatlich-nationale Volkswirtschaft selbst gehört, als Organe in den Dienst des großen über den ganzen Erdkreis sich erstreckenden wirthschaftlichen Ganzen. Aeüßerlich gründet sich dieses Zusammenwirken der wirthschaftlichen Kräfte auf die Ausbildung der Communications- und Transportverhältnisse und die Vervollkommnung der maschinellen Technik, innerlich stützt es sich auf die Macht weitgreifender rechtlicher Organisationen. So konnte die Umbildung der »Stadtwirtschaft« zu einem volkwirthschaftlichen Organismus erst dadurch zu Stande kommen,

dass die Schranken einer Zunft- und Privilegienwirthschaft, sowie die engherzigen Maßnahmen einer kleinstaatlichen Zollpolitik endgültig auf dem Rechtswege beseitigt wurden, und später dann hat die Abschließung internationaler Verträge auf dem Gebiete des Handels, der Schifffahrt, des Münz-, Post- und Telegraphenwesens dem wirthschaftlichen Weltverkehr dauernd die Wege geebnet.

In der augenscheinlich immer inniger werdenden Verschmelzung der wirthschaftlichen Interessen mit den Culturinteressen überhaupt liegt aber zugleich der Grund, dass trotz der Steigerung der wirthschaftlichen Abhängigkeit und Unselbständigkeit, wie sie die Function der einzelnen Volkswirthschaften als Organe eines großen Ganzen nothwendig mit sich bringt, in anderer Beziehung doch die Individualität und Selbständigkeit derselben dauernd erhalten bleibt. Denn je mehr die Wirthschaftsgesetzgebung eines Staates in ihren Aufgaben zugleich die Verwirklichung allgemeiner ethischer Ziele sieht, je mehr sie z. B. die Schäden der freien Concurrenz durch eine gerechtere Gütervertheilung auszugleichen bestrebt ist, je mehr kommt der Rechtswille des Staates in dem Wirthschaftsgebiet, welches er umfasst, zur Geltung und drückt ihm sein unauslöschbares individuelles Gepräge auf.

Die letzten Bemerkungen führen mit Rücksicht auf die Frage nach dem Anwendungsgebiet des Begriffs »Organismus« zugleich zu einigen weiteren Gesichtspunkten, die nunmehr erörtert werden müssen.

Wenn im allgemeinen der Begriff des Organismus vorhin so charakterisirt wurde, dass seine Merkmale unmittelbar auf das wirthschaftliche Gemeinschaftsleben übertragen werden konnten, so sind es doch zwei Umstände, die mindestens einer Modification bedürfen, um diese Uebertragung zu gestatten. Einmal scheint das Merkmal der Selbständigkeit, das dem physischen Organismus zukommt, für den Wirthschaftsorganismus nicht Geltung zu haben, und ferner besteht ein offener Unterschied zwischen beiden darin, dass dort die einzelnen Theile eine freie Selbstbestimmung in keiner Weise zulassen, während hier, wo ja Individuen und Gruppen von Individuen diese einzelnen Theile repräsentiren, gerade diese freie Selbstbestimmung eins der wirksamsten Momente bildet. Aber näher besehen sind diese divergirenden Merkmale für den Begriff

des Organismus keineswegs so wesentlich, als es auf den ersten Blick erscheint. Nimmt man freilich den Begriff der Selbständigkeit einzig und allein im absoluten Sinne, so dürfte es schwer fallen, zwischen jenen Differenzen einen Ausgleich zu finden. Thatsächlich aber gibt es, wie Wundt sagt, »in der Erfahrung nirgends ein Ganzes, dem absolute Selbständigkeit zukommen könnte«¹⁾. Und ferner Simmel: »Auch der einzelne Mensch ist nicht die absolute Einheit, die ein nur mit den letzten Realitäten rechnendes Erkennen fordert . . . ; wenn man den Individualismus wirklich consequent verfolgt, so bleiben als reale Wesen nur die punctuellen Atome übrig, und alles Zusammengesetzte fällt als solches unter den Gesichtspunkt der Realität geringeren Grades«²⁾. Man wird mit Wundt die Selbständigkeit des menschlichen Organismus eine »gebundene«, die des socialen Organismus eine »freie« nennen müssen³⁾. In der That bewegen sich für unsere Auffassung die Grenzen, innerhalb deren sich die Wirthschafterscheinungen abspielen, in beständigen Fluctuationen. Mit Recht sagt Dietzel⁴⁾, »dass es unmöglich ist, den socialen Zusammenhang zu verstehen, wenn man immer an die Grenzpfähle der Territorien denkt«. Auch mit dem politischen Ganzen des Staates oder den ethnologischen Grenzen der Nationalität fällt das Socialgebilde der Wirthschaft ja keineswegs zusammen.

Es dürfte in völliger Uebereinstimmung mit Dietzel sein, wenn man folgendes sagt: Man wird die Socialwirthschaft, wenn man lediglich ihre formalen Grenzen ins Auge fasst, wie sie in Wirklichkeit sich gestalten, als einen Kreis auffassen können mit variablem Durchmesser, der mit dem Kreise der Volkswirthschaft sich keineswegs nothwendig und keineswegs immer deckt, sondern bald weiter, bald enger mit seiner Peripherie über letzteren herausgreift. Auch hat der Kreis der Volkswirthschaft gegenüber dem socialwirthschaftlichen einen relativ festeren Radius, da Nationalität, politische, rechtliche und wirthschaftliche Organisation, mögen sie auch noch so sehr ihre specifische Färbung umwandeln,

1) Wundt, System der Philosophie. S. 590 f.

2) Simmel, Sociale Differenzirung. S. 10 f. 3) a. a. O.

4) Dietzel, Ueber das Verhältniss der Volkswirtschaftslehre zur Socialwirthschaftslehre. Einleitung.

doch den Schwerpunkt des socialwirthschaftlichen Gebietes keineswegs nothwendig tangiren. Man wird im Vergleich zur Volkswirtschaft im strengen Sinn den Begriff der Socialwirthschaft logisch genommen als den weiteren bezeichnen müssen, obschon letztere in ihrer concreten Gestaltung in engeren Irradiationsgrenzen sich abspielen kann, als der, wie Wagner bemerkt, »relativ geschlossene Organismus der Einzelwirthschaft staatlich-organisirter Völker«.

Daher hält es Dietzel im Anschluss an Wagner mit vollem Recht für logisch geboten, in die abstracte Lehre von diesem socialwirthschaftlichen Organismus den Staat nicht hereinzuziehen¹⁾, und meint, »dass das Bestehen der concreten ‚Volkswirthschaften‘ die Methode der älteren Theorie . . ., welche die Phänomene des wirthschaftlichen Verkehrs analysirte, zunächst ohne den Staat, keineswegs erschüttern kann« (Wagner)²⁾.

Hier ist nun eine Stelle, wo an die einleitenden Bemerkungen dieses Abschnittes wieder angeknüpft werden muss. Es kann kein Zweifel sein, dass der socialwirthschaftliche Organismus, in der »freien Selbständigkeit«, wie sie soeben zu kennzeichnen versucht wurde, ebenso als Object der abstracten Wirthschaftstheorie, wie als Object der concreten historischen Wirthschaftslehre wird angesehen werden dürfen. Freilich wird sogleich hinzugefügt werden müssen: die letztere, da sie mit historischen Kategorien arbeitet, tritt eben deshalb auch mit ganz anderen Gesichtspunkten und mit ganz anderen methodologischen Postulaten an jenen »Organismus« heran, als die abstracte Theorie. Jenes Socialgebilde ist ja an sich nur eine Abstraction; es wird empirisch fassbar stets nur an concreten Erscheinungen; und diese letzteren führen immer schließlich zu Individuen zurück, denen ganz bestimmte psychische Qualitäten zukommen, die ferner Glieder eines Staates sind von bestimmter politischer Organisation und eines Volkes von bestimmtem nationalem Gepräge, und die geschichtlich genommen mit all diesen Thatsachen zusammen ein einziges Ganzes bilden. Daher kann denn auch wieder bei diesen Individuen die geschichtliche Betrachtung

1) Dietzel, Beiträge zur Methodik der Wirthschaftsw. S. 232 f. Siehe Wagner, Handbuch. 1. § 54. Anm. 2. Aufl.

2) Wagner, a. a. O. Dietzel, a. a. O.

nicht haften bleiben, denn historisch betrachtet sind isolirte Individuen ebenfalls nichts anderes als leere Abstractionen. Was sie als Individuen sind, ist ein geschichtliches Product socialen Gemeinschaftslebens, und die Entwicklung des letzteren bildet eine Wirklichkeit höherer Ordnung, die für die Wissenschaft allein in Betracht kommen kann. Die sociale Betrachtung des Wirthschaftslebens kann vom historischen Standpunkte daher nur in der Complication mit den anderen Formen der Gemeinschaft untersucht werden, denn allein in diesen nimmt sie concrete Gestalt an. Das eigentliche Object aber der Betrachtung, das sozusagen immer wieder im Blickpunkt des Bewusstseins allein erscheint, bleibt doch stets nur die Wirthschaftsgemeinschaft, und unmöglich kann doch der Begriff der Wirthschaft in der Theorie ein anderer sein, als in der Praxis.

Es wurde vorhin zu zeigen versucht, dass die Selbständigkeit eines organischen Ganzen eine variable Größe ist; und weiterhin wird Geltung haben, dass auch der Organismus selbst als ein Gebilde wird aufgefasst werden müssen, das Abstufungen und Grade eines bald loser, bald enger verknüpften Zusammenhanges keineswegs ausschließt. Von der Aggregation isolirter Einzelwirthschaften, wie sie eine frühere Entwicklungsstufe der Wirthschaftsgeschichte darbietet, bis hinauf zu dem complicirten Socialgebilde der Wirthschafterscheinungen von heute liegt ein continuirlicher Uebergang unzähliger Organisationsformen, und ebenso schwierig dürfte es hier sein, die Uebergangsstadien genau zu bestimmen, wie in der biologischen Entwicklungsreihe des Pflanzen- und Thierreiches.

Dass jedoch die Veränderlichkeit eines Begriffsobjects unverträglich wäre mit der unbedingt geforderten logischen Bestimmtheit des Begriffs selbst, kann im Ernst nicht eingewandt werden. Die Selbständigkeit des organischen Zusammenhanges findet nun namentlich darin ihren Ausdruck, dass aus dem organischen Ganzen Zweckbestimmungen hervorgehen, die ein Individuum nie und nimmer allein zu schaffen im Stande wäre. Gewiss bleiben die Träger der Willensmotive und damit auch der Zweckhandlungen stets die einzelnen Individuen; aber aus der wechselseitigen Beeinflussung derselben gehen Gemeinschaftszwecke hervor, die niemals etwa als Resultanten isolirter Kraftcomponenten aufgefasst

werden können, wie die theoretische Mechanik es verlangt: es sind vielmehr schöpferische Synthesen eines Gesamtgeistes selbst und eine Entwicklung ohne sie wäre völlig undenkbar. Erst dadurch, dass die Einzelindividuen in eine organische Einheit sich zusammenschließen, wird es ermöglicht, Gemeinschaftszwecke zu schaffen, erst so aber ist es auch möglich, dass die einzelnen Individuen diese Gemeinschaftszwecke zu ihren eigenen machen. So kommt es nach Wundt¹⁾, 1) dass »individuelle Bedürfnisse mittelst collectiver Organisation sich bethätigen« und 2) »Zwecke, die nur die Gemeinschaft sich stellen kann, in individuelle Strebungen sich umsetzen«.

Bietet die Volkswirtschaft nicht gerade unserer Tage hierfür ein treffendes Beispiel?

Nicht die individuelle Erfahrung an sich, sondern nur die Gattungserfahrung, die Product einer hochentwickelten Organisation ist, kann den Blick frei machen für die ungeheuere Bedeutung, die dem materiellen Wirthschaftsleben als Basis des sittlichen Lebens eines Volkes zugesprochen werden muss; nur diese Einsicht kann dann aber auch weiterhin in den staatlichen Präventionen auf wirtschaftlichem Gebiet zugleich specifisch sittliche Aufgaben erkennen lassen, Aufgaben, die umsomehr zu »Culturfragen« werden, je mehr die anderen socialen Interessen mit den wirtschaftlichen verschmelzen.

So erweist sich zugleich der Staat gegenüber der Gesamtheit der ihm untergeordneten socialen Verbände, in welche die Zweckgemeinschaft des Wirthschaftslebens als ein relativ selbständiges Ganzes sich organisch eingliedert, gewissermaßen als das Willenssubject *καὶ ἐξουσίη*, und in der allseitig sich bethätigenden prädominirenden Macht desselben liegt für den Begriff der »organisirten Gesamtpersönlichkeit«, welche Bezeichnung, wie Wundt sagt, im strengsten Sinne dem Staate allein zukommt²⁾, das wichtigste Kriterium. Wagner hat daher geradezu von einem »Gesetz der wachsenden Ausdehnung der Staatsthätigkeit« und von einem »Gesetz

1) Wundt, System der Philosophie. S. 599 f.

2) Ebenda, S. 611.

der vorwaltenden Präventive (statt der bloßen Repression) im entwickelten Staat« gesprochen¹⁾.

Wenn nun aber auch jeder diese Tendenz im Bilde der Gegenwart bewahrheitet finden wird, so ist dieselbe doch immer nur begreifbar und gerechtfertigt auf Grund einer organischen Fortentwicklung bestehender Gesellschaftsformen. So viele wirtschaftliche Organisationsformen wir uns auch denken können, niemals werden wir uns ein wirtschaftliches Verkehrsleben denken können, das kein Organismus ist. So lange der communistische Socialismus nicht nachweist, dass auch in seinem Zukunftsstaat die Integrität des wirtschaftlichen Organismus gewahrt ist, wird er auch mit Fug und Recht auf das oben genannte Gesetz sich niemals berufen können. Nicht bloß an die bereits existirenden Dinge, sondern auch an die sein sollenden Dinge bringen wir das Postulat heran, dass sie uns begreiflich sein müssen. Bis jetzt aber hat jener Socialismus viel begreiflicher gemacht, dass er zur Atomisirung, als dass er zu einem Organismus führt.

Was nun den zweiten Punkt anbetrifft, die freie Selbstbestimmung der Individuen, die ja im physischen Einzelorganismus keinerlei Analogien darbietet, so sei hier auf die Auseinandersetzungen Wundt's verwiesen (System der Philosophie. S. 596 ff.: Der Begriff des Gesamtorganismus). Wundt sagt: »Insbesondere kann die Zusammensetzung des collectiven Organismus aus organischen Einheiten, denen zugleich ein selbständiges Leben und eigenes Selbstbewusstsein zukommt, durch welches letztere erst die zur organischen Verbindung führenden Kräfte entstehen, keine Instanz gegen die volle Anwendung des Begriffes bilden. Denn physisch wie psychisch ist hierin der individuelle die Vorstufe des collectiven Organismus. Auch jener ist physisch aus Elementen und Organen zusammengesetzt, die als individuelle Einheiten von ihrer Umgebung sich absondern und in den hierdurch bedingten Grenzen ein selbständiges Leben führen«. Und ferner S. 598: Es »ist . . . festzuhalten, dass die Verbindung zu einem einheitlichen, alle Lebensgebiete umfassenden Ganzen und die Gliederung in Organe, zwischen

1) Wagner, Ueber die schwebenden deutschen Finanzfragen. S. 76 ff. Zeitschrift f. d. gesammte Staatswissensch. 1879. Bd. 35.

denen eine der Vielheit der Zwecke entsprechende Arbeitstheilung besteht, die für das Wesen des Organismus allein maßgebenden Merkmale abgeben können«.

Wenn man wie Hermann z. B. in der Wirtschaftsgemeinschaft lediglich ein »Aggregat von Einzelwirthschaften« sieht, so würde eine Wirtschaftswissenschaft im heutigen Sinne völlig undenkbar sein. Denn auf Grund jener Auffassung würde sich die Wirtschaftslehre offenbar in ebenso viele Einzelwissenschaften auflösen müssen, als es Einzelwirthschaften oder gar Wirtschaftssubjecte gibt; aber selbst in solcher Zerstückelung muss eine nähere Betrachtung dieser an sich schon unausdenkbaren Fiction zugleich ergeben, dass der »nationalökonomische Stoff«, um mit Rodbertus zu reden, d. h. das eigentliche Object der Wirtschaftslehre, immer noch völlig imaginär bleibt. Von einer Wirtschaftstheorie nämlich kann hier deshalb nicht die Rede sein, weil solche Wirtschaftsaggregate ausschließlich unter (subjectiv-) psychologische, nicht aber unter allgemein logische Kriterien fallen würden, und von einer Wirtschaftsgeschichte kann noch viel weniger die Rede sein aus dem einfachen Grunde, weil ja der Zweckzusammenhang geleugnet wird, der für die historische Betrachtung unbedingtes Erforderniss ist. Man wird überhaupt sagen müssen, dass die Einzelwirthschaft an sich keine Geschichte hat, erst die retrospective Causalbetrachtung, die sie als eine Entwicklungsstufe in einer continuirlichen Gesamtentwicklung auffassen lehrt, die aber stets von wirklich gegebenen organischen Zusammenhängen ausgeht, bringt sie nachträglich unter historische Kategorien¹⁾.

Wenn die Selbständigkeit des wirtschaftlichen organischen Gemeinschaftslebens niemals dem Menschen zum Bewusstsein gekommen wäre, würden wirtschaftliche Probleme auch niemals sich ihm zur Beantwortung aufgedrängt haben, und A. Smith würde sein epochemachendes Buch »Ueber die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums« niemals geschrieben haben.

Zusammenfassend sei folgendes gesagt. So lange jedes Gut da verbraucht wurde, wo es hergestellt worden war, war die Einzel-

1) Wundt führt noch einen anderen Grund hierfür an. Siehe Logik, II. S. 588.

wirtschaft eine völlig isolirte Erscheinung, welcher der Name eines Organs abgesprochen werden muss, da das Collectivgebilde fehlt, zu dem sie als coordinirter Theil einer Gesamtheit in Wechselbeziehung treten konnte. Eine solche isolirte Einzelwirtschaft unter »logische Kategorien« zu bringen in dem Sinne, wie die abstracte Wirthschaftstheorie es verlangt, ist unmöglich. Lediglich psychologische Momente können hier, wie hervorgehoben wurde, allein in Betracht kommen. Denn da Tausch, Capitalbildung, Credit, Angebot, Nachfrage etc. theils gänzlich fehlen, theils aber da, wo sie vorhanden sind, als vorübergehende Ausnahmen wirtschaftlich irrelevant bleiben, und da ferner Production und Consumption ganz in ein und demselben Kreise sich abspielen und die Arbeitstheilung über den häuslichen Herd sich nicht hinauserstreckt, so geht hier alle Initiative einzig und allein von einem Einzelwillen aus, und alles bleibt rein individuell geregelt. Das Wirtschaftsleben ist im Strome des socialen Lebens hier gleichsam noch nicht liquidirt, es bildet einen Kreis persönlich geregelter Interessen, deren Wirkungen da, wo sie über die enge Sphäre des Familienlebens hinausgreifen, merkbare Spuren nirgends hinterlassen. So fällt z. B. die mittelalterliche Frohnhofswirtschaft noch ganz in diesen Entwicklungskreis. »Das wirtschaftliche Verhältniss zwischen Grundherren und Grundhörigen«, wie Bücher darlegt, »so sehr es unter dem allgemeinen Gesichtspunkte von Leistung und Gegenleistung steht, entzieht sich doch vollständig den ökonomischen Kategorien, die aus der Tauschwirtschaft hervorgegangen sind«. Verkehrserscheinungen kommen zwar vor: »Maß und Gewicht, Personen-, Nachrichten- und Gütertransport, Uebertragung von Gütern und Leistungen; aber allen fehlt das Charakteristische des tauschwirtschaftlichen Verkehrs: der specielle Rapport jeder einzelnen Leistung mit ihrer Gegenleistung und die freie Selbstbestimmung der mit einander verkehrenden Sonderwirtschaften«¹⁾.

Wesentlich anders liegen die Dinge bereits auf der späteren Entwicklungsstufe. Da die Güter auf dieser Entwicklungsstufe aus der Wirtschaft, die sie hergestellt hat, direct in die Hände

1) Bücher, a. a. O. S. 34.

derjenigen Wirthschaft übergehen, die sie verzehrt, und da ferner innerhalb des Produktionskreises eine Arbeitstheilung im ausgedehnten Maßstabe vorhanden ist, auch das Geld bereits die Function des Tauschmittels übernimmt, so treten hier die Gesetze von Production und Consumption, Angebot und Nachfrage, von Tausch, Werth und Preis etc. in Kraft, aber im eigentlichen Sinne sind sie auch hier keine wirklichen wirthschaftlichen Probleme. Alle jene Factoren erhalten hier ihre Directiven immer noch von außen her und von Fall zu Fall; die Lohnsätze und Waarenpreise sind durch Taxen fest bestimmt, der Marktverkehr muss bis aufs Kleinste sich gesetzlichen Bestimmungen fügen, die ganze Stadt ist, wie man mit Schmoller im bildlichen Sinne wird sagen dürfen, gewissermaßen eine Productivgenossenschaft; das ganze wirthschaftliche Leben der Stadt stellt zwar eine feste Organisation dar, aber der eigentliche Schwerpunkt derselben liegt außerhalb, nämlich in dem Willen der Stadtobergkeit. So ist hier für irgend welche Deductionen einer Wirthschaftstheorie kein Ort. Dazu kommt, dass namentlich in späterer Zeit auf dieser Wirthschaftsstufe es keineswegs immer ausschließlich wirthschaftliche, sondern vielfach auch politische Motive waren, die zum Eingreifen der obrigkeitlichen Gewalt in den Kreis der Wirthschaft Veranlassung gaben. »Handelt der Staat«, sagt Dietzel, »aus wirthschaftlichem Interesse . . . , so werden die socialwirthschaftlichen Bewegungen in ihrem Lohnsatz [z. B.] reflectirt. Bei politischen Motiven aber hört jede Möglichkeit und Nothwendigkeit, jene etwaige Bewegung des Lohnsatzes zu verfolgen und zu analysiren, auf«¹⁾.

Erst auf der letzten Stufe, der Periode der Volkswirthschaft, d. h. wie Bücher sie charakterisirt, der Stufe der Waarenproduction und des eigentlichen Güterumlaufs, wo die Güter eine Reihe von Wirthschaften durchlaufen müssen, ehe sie zur Consumption gelangen können, erst hier sind alle Bedingungen vorhanden,

1) Dietzel, Beiträge zur Methodik etc. S. 245. Hier findet sich auch der gleiche Gedanke J. S. Mill's erwähnt. Mill, Principles. Bd. II. Cap. VIII. § 2: »When the partition of the product is a matter of fixed usage, not of varying convention, political economy has no laws of distribution to investigate. It has only to consider . . . the effects of the system«.

die zum Begriff des socialwirthschaftlichen Organismus nothwendig sind, und erst hier ist jede Einzelwirthschaft nun selber Organ, d. h. ein mit dem ganzen socialen Gemeinschaftsleben in engster Wechselbeziehung stehendes Glied dieser Gesamtheit selbst.

So hat sich heute ein Netz selbständiger aufs engste mit einander verbundener Wirthschaftsbeziehungen über die ganze Erde ausgebreitet, und die Formen der Arbeitstheilung und der Capitalisirung, des Handels, der Waarenproduction und des Großbetriebes, die es geschaffen, haben ein Abhängigkeitsverhältniss und eine Solidarität der Interessen hergestellt, die den engeren Kreis der Familie und der Gemeinde, sowie des Staates und der Nationalität längst durchbrochen haben. Da die Production sich heute völlig getrennt vollzieht von der Consumption, die Wirthschaftsgüter daher, um ihren Endzweck zu erfüllen, erst eine Reihe von Einzelwirthschaften durchlaufen müssen, so kann das Wechselverhältniss, das zwischen jenen beiden Factoren naturgemäß existirt, nur dadurch zum Ausdruck kommen, dass es die gesammten wirthschaftlichen Interessen aller jener Einzelwirthschaften beständig alterirt. Diese unbegrenzte Abhängigkeit hat wiederum auf der geistigen Seite zugleich die Wechselwirkung der Motive zum Correlate. Denn überall sind es ja geistige Kräfte, die sich unter der Oberfläche der Erscheinungen abspielen, und indem diese letzteren den Charakter der Zweckmäßigkeit, der ihnen innewohnt, unmittelbar auf die äußeren Erscheinungen übertragen, werden sie ebenso wohl zu Erzeugern wie Trägern derselben.

Freilich — und es ist dieses bereits angedeutet worden — soll damit nicht geleugnet werden, dass auch Natureinflüsse in das Wirthschaftsleben eingreifen. Dieser »reale Factor«, wie ihn Knies mit einem nicht ganz zutreffenden Ausdruck nennt, kann gerade in der Wirthschaftslehre um so weniger unberücksichtigt bleiben, als ja, wie früher erwähnt wurde¹⁾, zunächst nur das materielle Güterleben es ist, das sie in den Kreis ihrer Betrachtung zieht. Doch auch hier gilt das Gleiche, was vorhin von den materiellen Gütern gesagt worden ist: die Naturbestimmtheit

1) Vergl. S. 23 f.

des Volkscharakters, die physischen Bedingungen, unter denen das Leben des Einzelnen steht, die natürliche Beschaffenheit des Bodens, das Klima und die geographische Lage eines Landes — das alles sind Factoren, die für die wissenschaftliche Erkenntniss des Wirthschaftslebens nur da in Rechnung kommen, wo eine psychische Seite die ökonomische Bedeutung derselben erst zum Bewusstsein bringt. Nur wo der Wille des Menschen von diesen Factoren her seine Impulse erhält und selber zweckgestaltend eingreift in diese Welt der Naturerzeugnisse, hebt er sie mit in die Welt der Geisteserzeugnisse hinein, wodurch an Stelle der mechanischen Erklärung der Erscheinungen mit Recht nunmehr die teleologische, d. h. die psychologische, treten kann, da der Wille des Menschen zur realen Ursache und die objectiv zweckmäßige Gestaltung der Dinge zur realen Wirkung geworden ist.

Im allgemeinen hat schon Knies¹⁾ die secundäre Bedeutung jenes physischen Factors des wirthschaftlichen Lebens richtig erkannt. Eben »so wenig«, sagt er, »wie die Gesetze des Falles, der Hagelbildung, der Anziehungskraft, sind die festen Naturgesetze, nach denen die verschiedenen Arten sachlicher Güter entstehen, verändert und zerstört werden, wie das Aufwachsen nutzbarer Pflanzen mit Hülfe des Nahrungstoffes im Boden und in der Atmosphäre, die Entstehung von Milch, Fleisch und Fett aus der Nahrung der Hausthiere²⁾ an sich Gesetze der Volkswirthschaftslehre. Sie festzuhalten, ihre Wirksamkeit zu bestimmen u. s. w. ist Sache anderer Disciplinen. . . . Ein zweiter Factor ist das Ergebniss der Thätigkeit des Menschen, ohne dessen Mitwirkung eben gar keine wirthschaftliche Erscheinung möglich ist; der Mensch tritt mit seiner Selbstbestimmung leitend und lenkend, verstärkend und ankämpfend auf dieses und jenes Ziel hin an jene naturgesetzlichen Kräfte heran; erst indem seine Thätigkeit mit ihnen zusammenwirkt, entsteht die ökonomische Thatsache«.

Man wird allgemein sagen können: alle Geisteswissenschaft zieht die physische Seite der Naturerscheinungen nur soweit in

1) Knies, Politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte. 1. Aufl. Abschn. 6. S. 237.

2) Rau, Grundsätze der Volkswirthschaftslehre. 1847. § 11.

Betracht, als sie zugleich eine geistige Seite offenbaren; aus der Causalität der letzteren jedoch schöpft sie ausschließlich ihre letzten Interpretationen; umgekehrt kann das Erklärungsgebiet der Naturwissenschaft stets nur ein mechanisches sein; ihre eigentliche Herrschaft ist zunächst da, wo eine psychische Seite der Dinge nicht nachweisbar ist; aber auch da, wo dieselbe nachweisbar ist, kann es sich bei ihr stets bloß um mechanische Causalität handeln und alle teleologische Betrachtung höchstens nur als Hilfsmittel der Veranschaulichung dienen. Gewiss ist es ja an sich nicht ausgeschlossen, die teleologische Auffassung auch auf das Naturgeschehen zu übertragen: die Zweckbetrachtung ist lediglich nichts anderes, als eine retrospective Causalbetrachtung. Da wir als Willenssubjecte beständig Zwecke, die wir uns gesetzt haben, realisiren, und da wir beständig demnach in der Vorstellung die objective Erfüllung eines Zweckes anticipiren, so ist es damit psychologisch motivirt, dass wir an jedes wirkliche Geschehen, welches wir beobachten, Zweckvorstellungen heranbringen, theils um jenes Geschehen nach solchen Zweckvorstellungen zu beurtheilen, die eine Realisirung noch nicht gefunden haben, theils unter der Annahme, dass Zwecke thatsächlich mit jenem Geschehen bereits erfüllt sind, um zu fragen, welche Bedingungen nöthig gewesen waren, diesen Zweckeffect zu vollenden. So lässt sich die Zweckbetrachtung ebenso dem Satz vom Grunde unterordnen, wie die Causalerklärung; nur der Gesichtspunkt wechselt. »Stets«, sagt Wundt, »ist diejenige Ordnung der Erscheinungen, bei welcher wir von dem Bedingenden zu dem Bedingten fortschreiten, eine Ordnung nach Causalität, diejenige dagegen, bei welcher wir von dem Bedingten zur Bedingung zurückgehen, eine Ordnung nach dem Zweckprincip¹⁾. Und ferner: »das Wesen der teleologischen Betrachtung besteht . . . gerade darin, dass eine eingetretene Wirkung in der Vorstellung anticipirt wird«.

Wenn nun aber auch an sich nichts hindert, die subjectiv-teleologische Betrachtung an alle Dinge heranzubringen, so ist die quaestio juris, die Frage nach der erkenntnistheoretischen Recht-

1) Wundt, Logik. I. 1. Aufl. S. 646; vergl. überhaupt Cap. III das Zweckprincip. S. 567—585.

fertigung solcher Auffassung, noch nicht entschieden. Zwecke da suchen zu wollen, wo ein Wille, der Zwecke objectiv verwirklicht hat, nicht nachweisbar ist, grenzt an Phantastik. Dasselbe wird nicht minder auch von der Idee der Entwicklung gelten müssen. Wundt hat endgültig nachgewiesen¹⁾, dass das Princip der Entwicklung nur da eine reale Bedeutung gewinnt, wo es sich um das thatsächliche Eingreifen zwecksetzender Willensäußerungen, d. h. also um psychische Wechselwirkung, psychische Causalreihen handelt; daher ist die Zweckerklärung, die mit diesem Princip solidarisch ist, als ein Grundsatz wissenschaftlicher Forschung allein gültig auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften.

Man wird daher zusammenfassend sagen können: Auf das Reich der Naturcausalität übertragen, mag die teleologische Auffassung immerhin ihre relative Berechtigung in soweit finden, als sie zur Verdeutlichung und Veranschaulichung des causalen Zusammenhanges sich nützlich erweist, im Grunde aber kann sie auf diesem Gebiet zumal da, wo organische Gestaltungen nicht in Betracht kommen, nur die Rolle jener »faulen Teleologie« spielen, von welcher Kant spricht; denn die nothwendige Voraussetzung einer entwicklungsgeschichtlichen Auffassung der Dinge, nämlich die objectiv nachweisbare Einheit eines durch zwecksetzende Intelligenz geschaffenen organischen Zusammenhanges, ist hier nirgends gegeben²⁾. Bei der formalen Uebertragbarkeit aller unserer Begriffs-

1) Wundt, a. a. O., namentlich aber: System der Philosophie. S. 483 ff., sowie an vielen anderen Stellen.

2) Es muss hier, obwohl es direct nicht zur Sache gehört, dennoch, um Missverständnissen vorzubeugen, darauf hingewiesen werden, dass etwa der »Darwinismus« keineswegs ein Argument gegen die obigen Behauptungen ist. Wie er überall in erster Reihe nur organische Entwicklung im Auge hat, bleibt die teleologische Auffassung hier ein auf wirkliche Thatsachen gegründetes Forschungsprincip, wenn es auch freilich unter dem hier allein wirksamen Gesichtspunkt einer empirischen Betrachtung solange lediglich den Werth einer vollberechtigten heuristischen Hypothesenbildung hat, als der Nachweis eines nunmehr auch mechanisch begreiflichen Causalzusammenhanges noch nicht erbracht ist. Dass aber erst die Erfüllung dieser Bedingung aus der »Selectionstheorie« eine exacte naturwissenschaftliche Wahrheit machen kann, haben competente Naturforscher wiederholt ausgesprochen. Vor allem Virchow hat von seinem streng naturwissenschaftlichen Standpunkte mit Recht wiederholt auf diesen rein hypothetischen Werth des »Darwinismus« hingewiesen. Die Bezeichnung »struggle for life«

bildungen bleibt es, wie gesagt, dem Forscher anheimgestellt, auch in den Mechanismus der Naturvorgänge den Gedanken der Zweck-einheit willkürlich hineinzutragen, da aber ein Wille als objectiv wirkender Causalfactor und demgemäß auch eine objectiv verwirklichte Zwecksetzung hier jedem Nachweise sich entzieht, so kann jenem Gedanken auch nur der Werth subjectiver Ideenbildung zukommen, die damit, dass sie alle Verbindung mit der Erfahrung zerreißt, sich ganz und gar in den Nebel rein metaphysischer Speculationen verliert. Wenn die teleologische Erklärung daher nur da erfahrungsmäßig begründet ist und wissenschaftlichen Werth hat, wo die Annahme eines zwecksetzenden Willens ebenfalls erfahrungsmäßig begründet ist, so trifft dies überall auf dem Gebiete organischer Bildungen zu, welchen stets auch der Charakter der Zweckerfüllung innewohnt, denn jede andere Entstehungsweise zweckmäßiger Gestaltungen, als die durch Causalität des Willens ist schlechthin undenkbar.

Da nun Naturbildungen überall die Zweckhandlungen des Menschen durchkreuzen und so stets wirksame sozusagen retardirende Momente bleiben, die eine ausschließliche Erklärung aus Zweckmotiven unmöglich machen, werden sie auch in der Geisteswissenschaft, also auch in der Wirthschaftswissenschaft stets in Rechnung zu ziehen sein. »Wegen dieser thatsächlichen Verbindung«, sagt Wundt (Logik, I. S. 582), »lässt sich vom methodologischen Standpunkte aus eine scharfe Grenze zwischen Natur- und Geisteswissenschaft nicht ziehen«.

Es wird aber zugleich als ein erkenntnistheoretisches Axiom angesehen werden müssen, dass niemals Zweckerklärung und mechanische Causalerklärung vermengt oder mit einander verwechselt werden dürfen, und dass, wenn die erstere erfüllt ist, die letztere

(die ja ganz teleologisch ist) nähert sich, wie aus den obigen Ausführungen sich ergibt, immer mehr einer bloß »subjectiven Hypothesenbildung«, wo sie auf Dinge angewandt wird, bei denen Zweckmotive außer Betracht kommen, wie z. B. bei den Pflanzen. Wundt sagt Logik, I. S. 649: »In manchen Fällen, bei der Verdrängung z. B. der Pflanzenvarietäten durch andere, deren locale Ernährungsbedingungen günstiger sind, wird der Ausdruck [Kampf ums Dasein] mehr im bildlichen Sinne gebraucht«; siehe ferner Wundt, System der Philosophie, S. 329. Vergl. die einschlagenden Ausführungen Sigwart's, a. a. O. I. S. 217; II. S. 6 ff., 15 ff., 211 f., namentlich 213.

deshalb keineswegs überflüssig gemacht worden ist. Die mechanische Causalerklärung selbst kann aber als eine Aufgabe der Wirthschaftslehre nicht angesehen werden.

So tritt denn — und darauf zielten die obigen Betrachtungen hin — auch in der Wirthschaftslehre deutlich zu Tage, dass, je tiefer sie in der Analyse der wirthschaftlichen Erscheinungen vordringt, um so mehr sich die Psychologie als ihr unentbehrliches Fundament geltend macht. Diese psychologische Grundlage ist das unverkennbare Kriterium, dass wir es mit einer Geisteswissenschaft zu thun haben, denn alle Geisteswissenschaft führt schließlich zurück auf unmittelbar gewisse Thatsachen der inneren Wahrnehmung, deren nothwendig gewordene Trennung von den Gegenständen der äußeren Wahrnehmung für die Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaft die Motive hergegeben hat.

Erst spät ist die Wirthschaftslehre in den Kreis der Wissenschaften eingetreten: sie konnte erst dann strengeren wissenschaftlichen Charakter annehmen, als das wirthschaftliche Leben mehr und mehr sich zu einem Organismus gestaltete, oder, um mit Schäffle zu reden, »zur Schöpfung einer zweiten persönlich bewegten und persönlich bestimmten Außenwelt aus dem und in dem ursprünglich in sich ruhenden Naturdasein«.

Man dürfte nun aber über das eigentliche Object der Wirthschaftslehre, den Charakter ihrer Aufgaben, sowie über die methodischen Schwierigkeiten, welche die letzteren einschließen, schwerlich Klarheit gewinnen, wenn man des besonderen Wesens alles geistigen Geschehens und namentlich der besonderen Art seiner Gesetzmäßigkeit nicht stets sich bewusst bleibt. Stets wird festgehalten werden müssen, dass alle Wissenschaft die Aufgabe hat, Gesetzmäßigkeiten zu erkennen, und dass nur soweit, als die Bedingungen dafür gegeben sind, von Wissenschaft überhaupt die Rede sein kann. Es folgt dies aus der Beschaffenheit und Natur unseres Erkennens überhaupt. Alle wissenschaftliche Forschung ist auf das Postulat gegründet, »dass die logischen Gesetze unseres Denkens zugleich die Gesetze der Objecte unseres Denkens sind«¹⁾.

1) Wundt, Logik I, S. 82. 504 f. II, 23.

Der Nachweis der Wahrheit dieses Grundsatzes¹⁾ an den empirischen Erscheinungen ist das ideale Ziel, dem alles Erkennen zustrebt.

So baut die Wissenschaft in die Welt der Wirklichkeit eine ideale Welt des Denkens hinein, die von vornherein keineswegs mit der ersteren sich deckt, die aber auf dem Wege fortgesetzter Analyse und Synthese einer immer vollkommeneren Congruenz mit der Wirklichkeit zustrebt und ihr relativ höchstes Ziel da erreicht hat, wo es (wie die angewandte Mechanik es theilweise verwirklicht) möglich ist, für die Regelmäßigkeit der Erscheinungen einen quantitativen Ausdruck zu finden, so dass Denken und Sein nun zwar immer noch, ja man kann sagen erst recht, wie Form und Inhalt sich gegenüberstehen, das formale Verhältniss beider zu einander jedoch in völlig commensurable Factoren aufgelöst ist, die jeden Punkt in Zeit und Raum völlig eindeutig bestimmen²⁾.

Dass den Geisteswissenschaften die Erreichung eines solchen Ideals unmöglich ist, braucht kaum gesagt zu werden. Durchaus verkehrt aber wäre es, wenn man das allgemeine Princip der Gesetzmäßigkeit deswegen hier weniger streng aufrecht erhalten wollte, als dort³⁾. Dass der singuläre Charakter der Erscheinungen in der geistigen Welt die Gesetzmäßigkeit derselben lockert oder gar aufhebt, ist eine völlige Absurdität, die, wenn man sie in die Wissenschaft hineinträgt, hier zu einer plumpen *contradictio in adjecto* wird, weil sie das principielle Postulat aller Wissenschaft in naiver Weise voraussetzt und zugleich verneint.

Man hat nun den Grund für diesen singulären Charakter der

¹⁾ Man ist hier berechtigt, Postulat und Grundsatz synonym zu gebrauchen, Wundt a. a. O. I. 544 ff.

²⁾ Mit Hinsicht auf die Naturwissenschaft, aber auch nur mit Hinsicht auf diese, behält Kant Recht, wenn er sagt, dass nur soviel Wissenschaft in einem Wissen ist, als Mathematik in demselben ist. Ebenso H. Spencer (Prinzipien der Psychologie, deutsch von Vetter, Cap. III. § 146): »Alle höher entwickelte Wissenschaft besteht im wesentlichen aus quantitativen Voraussetzungen; sie befasst sich mit gemessenen Resultaten«. Vergl. Sigwart, Logik Bd. II. § 74. »Die Anwendung der Mathematik auf Psychologie aber und die Uebertragung mathematischer Schemata auf das psychische Gebiet ist durch die eigenthümliche Natur desselben ausgeschlossen«. S. 157. Wie oft haben die Werththeoretiker der Nationalökonomie diese Wahrheit verkannt!

³⁾ Menger spricht (Untersuchungen über die Methoden etc. Cap. 3) von größerer oder geringerer Strenge der Gesetze.

geistigen Phänomene darin gesehen, dass man sagte: die Complication der letzten Elemente alles geistigen Geschehens sei so unermesslich mannigfaltig und verschlungen, dass eine vollständige causale Analyse, die alle Einzelercheinungen als specielle Fälle allgemeingültiger Axiome und typischer Relationen begreift, nothwendig ausgeschlossen ist. Gewiss bleibt es richtig, dass solche vollständige Causalanalyse hier ausgeschlossen ist und das Ziel einer quantitativen Bestimmung und Voraussage als ein gültiges regulatives Princip auf geistigem Gebiete nie und nimmer in Betracht kommen kann. Dass aber diese »Grenze unseres Erkennens« (falls man überhaupt hier diesen Ausdruck anwenden will) vorhanden ist, liegt nicht an der Complicirtheit der Erscheinungen selbst, sondern an dem specifisch verschiedenen Charakter derselben, an der völligen Unvergleichbarkeit beider, wodurch es nöthig wird, mit ganz anderen Postulaten an das geistige Geschehen heranzutreten, als auf dem Gebiete der Naturerscheinungen¹⁾.

Keineswegs hat man sich die geistige Entwicklung im Sinne einer mechanischen Erklärung so zu denken, dass die Resultante einer Entwicklungsreihe sich bestimmen lässt, wenn ihre einzelnen Componenten gegeben sind, sondern überall wird umgekehrt erst die »Resultante« gegeben sein müssen, um den Rückschluss auf die »Componenten« möglich zu machen. Aber auch diese »Componenten« sind dann keineswegs etwa als Elemente einer letzten (geistigen) Substanz zu fassen, wie die Naturwissenschaft die materiellen Vorgänge als Elemente eines einheitlichen materiellen Substrates auffasst, sondern immer nur können auf geistigem Gebiete diese »letzten Elemente« nichts anderes bedeuten, als psychische Thatfachen,

¹⁾ Gelänge es, diese letzteren in eine völlig exacte Mechanik der Atome aufzulösen, so wäre in der That das letzte Ziel der Naturwissenschaft erreicht. Aber wie absurd wäre es, aus solch einem Mechanismus der Bewegungen das ableiten zu wollen, was wir Empfindung nennen, also etwas Geistiges! Näher beschen vielmehr ergibt sich, dass diese mechanischen Atombewegungen der Körperwelt, insofern als sie begriffliche Formulierungen des »Wesens« der materiellen Erscheinungen darstellen, selber bereits psychische Acte sind, so dass in dem Versuch etwa daraus »Empfindung« abzuleiten oder erklären zu wollen, diese letztere bereits vorausgesetzt ist. So steht die Naturwissenschaft gerade am letzten Ziele ihres Erkennens der vollen Ursprünglichkeit des Geistigen völlig machtlos gegenüber. Siehe dazu die trefflichen Ausführungen Riehl's, Philos. Kriticismus Bd. II, Theil II, S. 25 f. 50 f.

die wir, bevor wir sie verstehen lernen, erst in uns erlebt haben müssen, dann aber, wenn wir sie erlebt haben, auch unmittelbar verstehen.

Es verbirgt sich eben hinter der Flachheit der oben zurückgewiesenen Argumentation im letzten Grunde nichts anderes, als die heute längst als ganz willkürlich und irrthümlich nachgewiesene Annahme einer immateriellen Seelensubstanz, wie sie den Rationalismus seiner Zeit beherrscht hat. Indem man diese »Substanz« nach Analogie der Atome der Naturwissenschaft in einfache gleichartige Elemente auflöste, erblickte man in der Complication derselben das eigentliche Geheimniss alles geistigen Geschehens, und da, wie man ja vorauswissen kann, solche Elemente im geistigen Geschehen sich nirgends nachweisen ließen, so stempelte man nachträglich die dunkle Provenienz derselben mit der Marke der Regel- und Gesetzlosigkeit¹⁾. Dazu kommt dann noch, dass solche Annahme nur dann einen Rückhalt findet, wenn sie sich mit der weiteren Annahme eines durchgängigen Indeterminismus verbindet, der dadurch, dass er den Willen aus dem causalen Zusammenhang des Geschehens herauslöst, nun völlig alle psychischen Vorgänge unerklärbar macht, ganz abgesehen von den verderblichen praktischen Consequenzen, die er nothwendig nach sich zieht.

Namentlich offenbart sich darin der specifische Charakter des

¹⁾ Menger leugnet zwar keineswegs Gesetzmäßigkeit, doch gibt er, wie er sagt, »rückhaltlos« zu, dass »empirische Gesetze von ausnahmsloser Strenge auf dem Gebiete der Erscheinungen menschlicher Thätigkeit ausgeschlossen sind« (a. a. O. S. 260). Zugleich spricht auch er mit Hinsicht auf die Axiome der theoretischen N. O. von letzten »Elementen« (!), aus welchen man zu deduciren hat. In diesem Punkt ist der Schmoller'schen Polemik gegen Menger durchaus Recht zu geben (Schmoller, Jahrbücher für Gesetzgeb. und Verw. 1883. S. 243). Auch z. B. die Ansicht Menger's, a. a. O. S. 153 f., dass »die Anerkennung einer Reihe von Socialerscheinungen als „Organismen“ keineswegs im Widerspruch mit dem Streben nach dem exacten (dem atomistischen!) Verständnisse derselben steht«, beleuchtet sich nach den obigen Darlegungen wohl von selber. — Dass die obigen Ausführungen von einem »Dualismus« weit entfernt sind, darauf kann hier nur hingewiesen werden. Die Grundlosigkeit eines derartigen Einwurfes wird besonders klar aus Wundt's Ethik 402 ff., vergl. auch Wundt Physiol. Psych. 2. Aufl. II. 451 ff. Logik I, 1. Aufl. 486, Syst. d. Philos. S. 586 ff. Hinsichtl. der Fiction einer Seelensubstanz s. Wundt, Syst. d. Phil. S. 562, namentl. auch Paulsen, Einleitung in die Philos. S. 133 f. 364 ff.

geistigen Geschehens, dass in keiner Weise hier Kraft verloren geht, stets finden wir vielmehr, wie Wundt lehrt, überall auf geistigem Gebiete ein gewaltiges Wachsthum an Energie, das nirgends auf naturwissenschaftlichem Gebiete irgend welche Analogien hat¹⁾. Indem aber »das Princip der Aequivalenz von Ursache und Wirkung, welches uns die vereinfachte Auffassung der Naturvorgänge hauptsächlich ermöglicht, auf geistigem Gebiet offenbar seine Geltung verliert«, bringt dieser Umstand »eine unendlich viel größere individuelle Mannigfaltigkeit der geistigen Vorgänge und namentlich einen fortwährenden Fluss der Gesetze des geistigen Lebens selbst mit sich«²⁾.

Damit hängt denn auch zusammen, dass der Versuch, die auf Grund historischer Kritik festgestellten Thatfachenfolgen in ihrem psychologischen Causalzusammenhange uns zum Verständniss zu bringen, eben wegen der Singularität alles geistigen Geschehens, immer nur zu »Specialgesetzen« führen kann, d. h. zu solchen Gesetzen, die lediglich nur eine individuelle Regelmäßigkeit constatiren, jede axiomatische Verallgemeinerung aber ausschließen³⁾.

Die unentwirrbare Complication des geistigen Geschehens, die Epigenesis geistiger Werthe, sowie die Unmöglichkeit, die zahlreichen der freien Initiative entspringenden Einflüsse Einzelner und socialer Gruppen vorausszusehen, ist zugleich der Grund, dass eine Voraussicht der Zukunft sich stets nur in sehr engen Zeitgrenzen bewegen kann⁴⁾, und abermals tritt hier zu Tage, dass jeder heilsame Fortschritt, wie überall, so auch auf wirthschaftlichem Gebiete, niemals anders erhofft werden kann, als auf dem Wege gesetzmäßiger organischer Weiterbildung. Da sich die Singularität eines zukünftigen Geschehens niemals in der Vorstellung anticipiren lässt, alle Voraussicht vielmehr stets mit gänzlich unbekannten und unberechenbaren Factoren zu rechnen haben wird, so bedeutet eine

¹⁾ Siehe Wundt, Logik, I. S. 508 ff., Ethik, 2. Aufl. S. 266 und besonders die Abhandlung in den »Philosophischen Studien« Bd. X. Heft 1: »Ueber psychische Causalität und das Princip des psychophysischen Parallelismus«.

²⁾ Wundt, Ueber den Begriff des Gesetzes in den philos. Studien 1883, Bd. III. S. 306.

³⁾ Wundt, Logik, II. S. 543.

⁴⁾ Wundt, System der Philosophie. S. 617.

revolutionäre Umwandlung, die die Zeiten nicht mit einander verkettet, sondern zerreißt, s. z. s. einen Sturz in ein Reich, das völlig dunkel und von völlig problematischer Existenz ist¹⁾.

Gewiss bleibt es ja gültig, dass im allgemeinen die psychische Natur des Menschen, soweit wir sie geschichtlich verfolgen können, einen gewissen constanten Charakter dauernd bewahrt hat, und mit Recht wird die Annahme, dass es in Zukunft gleichfalls der Fall sein werde, auf jene Einsicht sich berufen können: stets wird aber hier zu beachten sein, dass die Erkenntniss der Constanz des psychischen Charakters ja gerade dadurch gewonnen worden ist, dass wir die Thatsachen des eigenen psychischen Lebens denjenigen der Vergangenheit unterlegten, und da wir die Zukunft auch nur mit Zuhilfenahme der gleichen Methodik zu deuten im Stande sind, so wird alle Voraussicht nicht anders zu bezeichnen sein, als ein Schluss von einer Analogie auf eine andere.

Im Hinblick auf die rückwärts gerichtete Betrachtung aber bleibt die Annahme, dass alles hier Theil einer continuirlichen organischen Entwicklung ist, die unser heutiges Leben in ununterbrochener Kette an das Leben der Vergangenheit knüpft, ein Postulat der Erkenntniss überhaupt. So und nur so wird es möglich sein, vergangenes Fühlen und Denken gerade dadurch objectiv

¹⁾ Aus hiermit im Zusammenhang stehenden Gründen scheint es mir von sehr fragwürdigem wissenschaftlichem Werthe zu sein, wenn Menger und andere einen ganzen Cyclus von besonderen Wissenschaften inauguriren möchten, die keinen anderen Zweck haben, als »Grundsätze zu lehren, nach welchen die wirtschaftlichen Absichten des Menschen (je nach Maßgabe der Verhältnisse!) am zweckmäßigsten erreicht zu werden vermögen«, a. a. O. S. 255. Abgesehen von der Finanzwissenschaft, die Menger gleichfalls zu dieser Kategorie zählt und die ja längst ihre Selbständigkeit (wenn freilich auch nicht ganz im Sinne der genannten Kategorie) vollauf bewiesen hat, wird man doch sagen müssen, dass es eine Wissenschaft mehr verflachen als vergeistigen heißt, wenn man diejenigen Bestandtheile künstlich aus ihr herauslöst, die nur im engsten organischen Zusammenhange mit dem Gange der wissenschaftlichen Untersuchung Sinn und daher auch Werth gewinnen können. Freilich hat man nur zu oft übersehen, dass die Folgerungen, die sich aus den mit der Wirklichkeit keineswegs sich deckenden Axiomen der Theorie ergaben, gleichfalls rein abstracten Charakter an sich tragen und dass man daher, um »Organisationsprincipien« daraus gewinnen zu können, jene Abstractionen durch unmittelbar der Erfahrung entnommene Bestimmungen erst verificiren muss. Aber im Ernst kann man doch aus solcher Kurzsichtigkeit keinen Grund ableiten wollen, eine ganze Encyclopädie von »Receptwissenschaften« herzustellen.

zu erfassen, dass man im Stande ist, es subjectiv in sich nachzuerzeugen¹⁾. Es wird eine Verkennung der Aufgaben der Historik genannt werden müssen, wenn sie in anderem Sinne glaubt, »objectiv« sein zu können, als so.

Nur soweit kann das Denken und Fühlen der Vergangenheit uns zugänglich sein, als es in dem Reichthum unseres eigenen Denkens und Fühlens eingeschlossen liegt²⁾, und lediglich darauf wird es ankommen, dass durch die sinnvolle Gruppierung der That-sachen und die scharfe Ausprägung fester Gesichtspunkte, wie sie in der Form der Darstellung sich zu manifestiren haben wird, diejenigen Bedingungen hergestellt werden, die ein psychologisches Abbild jenes vergangenen Lebens in uns ermöglichen, damit aber zugleich das lebendige Verständniss in uns erzwingen. Das Leben der Vergangenheit ist für immer erloschen, soweit es im Geiste der Gegenwart nicht latent liegt und sich in ihm nicht reflectirt; aber wir dürfen getrost auf diese Latenz vertrauen, denn die Continuität der geistigen Entwicklung ist Bürge für sie.

Um aber diesen Geist der Vergangenheit heraufzubeschwören, bedarf gerade der Wirthschaftshistoriker eines wichtigen, unent-behrlichen Hilfsmittels, nämlich des Besitzes fester Begriffe. Gerade hier erfüllt die »abstracte Wirthschaftstheorie«, in-sofern sie einen Denkbzusammenhang herstellt, der die relativ schärfsten Begriffsformulirungen gestattet, für die Wirthschafts-geschichtsschreibung eine bedeutsame, nicht hoch genug zu schätzende Mission. Gewiss bleibt es richtig, was Lotze sagt, dass »als der zuverlässigste Punkt, von dem aus die übrigen schwankenden Gedanken festzustellen sind, uns das gilt, was in jedem Augenblick für uns psychologisch die größte Gewissheit hat«³⁾.

¹⁾ Wie tief schon Wilhelm v. Humboldt die psychologische und künst-lerische Aufgabe der Geschichtsschreibung begriffen hat, erhellt aus dem schönen Ausspruch: »Er (der Geschichtsschreiber) muss die historische Wahrheit auf einem ähnlichen Wege suchen, wie der Künstler die Wahrheit der Gestalt.« »Ueber die Aufgaben des Geschichtsschreibers« in den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissensch. Berlin 1820/21. S. 313.

²⁾ Wenn L. v. Ranke z. B. meint, man müsse, um zu sehen, wie die Dinge gewesen sind, sein Selbst auslöschen, so heißt das vom psychologischen Stand-punkte aus ungefähr, die Kunst lernen, über seinen eigenen Schatten zu springen.

³⁾ Lotze, Logik. S. 481.

Dem grenzenlosen Subjectivismus einer von rein subjectiv-psychologischen Gesichtspunkten beherrschten Auffassung wird alles Erkennen aber gerade dadurch entgegenzuarbeiten haben, dass es an Stelle derselben logische Kriterien setzt oder, was dasselbe ist, dass es sich logische Instrumente des Denkens bildet, und das sind Begriffe. Wie ohne feste Begriffsbestimmungen eine Analyse oder auch bloß eine Charakteristik geschichtlicher Thatsachen möglich sein sollte, ist völlig unerfindlich. Man denke doch nur daran, was dabei herauskommt, wenn z. B. bei der Charakteristik der verschiedenen Wirthschaftsstufen willkürlich mit den Begriffen Grundrente, Capital, Unternehmung u. dergl. herumgewirthschaftet wird! Wo diese Begriffe der subjectiven Willkür des Einzelnen überlassen bleiben, da wird die Geschichtsschreibung zum Roman und sicherlich nicht einmal zu einem guten Roman! Da entsteht von der Vergangenheit ein Phantasiebild, das nirgends anders existirt, als im Kopfe des Geschichtsschreibers selbst, und aller Fleiß des Quellenstudiums, aller auf Sichtung des Quellenmaterials verwandte Scharfsinn ist verlorene Liebesmühe, wenn die mühselig geschaffene Ordnung des Stoffes durch jene darüber kommende Willkür der Begriffsschöpfung immer wieder in ein geistiges Chaos verwandelt wird.

So hat die Unkenntniss der »Entwicklungsstufen der Volkswirtschaft« selbst die bedeutendsten Theoretiker der älteren Schule, Männer wie Adam Smith und Ricardo, verleitet, Gesichtspunkte, die dem Erkenntnisszusammenhang der modernen Verkehrswirtschaft entstammen und im Rahmen derselben sich logisch erprobt haben, ohne weiteres auf primitive Wirthschaftszustände zu übertragen. Solche schablonenhafte, auf ungenügender historischer Kenntniss beruhende Uebertragung von Begriffsschematen konnte aber nur dazu führen, den Thatsachen Gewalt anzuthun, und der wissenschaftlichen Aufgabe, welche Begriffe zu erfüllen haben, widersprechen derartige mechanische Practiken von Grund aus. Diese Aufgabe kann einzig und allein nur darin bestehen, dass Begriffe sich zu Urtheilen entfalten, die für das Verständniss der concreten Erscheinungen eine Fülle klärender und erleuchtender Gesichtspunkte einschließen; daher werden sie ihren Rechtstitel stets in der praktischen Anwendung selbst erwerben und immer

wieder an der Erfahrung ihre Leistungsfähigkeit und Tragweite neu erproben müssen. Zunächst können diese »Instrumente unseres Denkens« nur für den Thatachenkreis Geltung haben, dem sie entstammen, und hier wird sich ihre Leuchtkraft nur dann offenbaren, wenn sie aus einem empirischen Erscheinungskreise gewissermaßen organisch herausgewachsen sind, so dass sie gleichsam die Seele, die Quintessenz dieser Erscheinungen darstellen, und wie in einem Spiegel ihr Wesen klar uns vor Augen führen.

Daher kann es nicht hoch genug geschätzt werden, dass die »historische Schule«, um jene schiefen aprioristischen Geschichtsconstructionen zu beseitigen, zunächst die Feststellung der Thatachen der Vergangenheit, d. h. in diesem Fall die Beschreibung der Wirthschaftserscheinungen sich angelegen sein ließ; und je mehr sie auf Grund sorgfältigen Quellenstudiums sich hierum bemühte, in um so schärferen Umrissen musste nach und nach die Wesensverschiedenheit der modernen Verkehrserscheinungen von primitiven Zuständen hervorleuchten. Dass dieser historischen Arbeit aber die Leistung der abstracten Nationalökonomie, die wesentlich auf scharfe Begriffsformulirungen und die Auffindung allgemeingültiger Gesetze des volkswirtschaftlichen Lebens ausging, ebenso sehr zu gute kam, wie umgekehrt das reichere und exactere historische Thatachenmaterial dahin wirken musste, jene Begriffsinhalte zu vervollständigen und zu vertiefen, liegt so sehr auf der Hand, dass ich niemals habe verstehen können, wie diese auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften wiederkehrende Wechselwirkung wissenschaftlicher Forschung von Fachökonomern jemals hat verkannt werden können.

Es sei mir gestattet, einige nahe liegende hierauf bezügliche methodologische Gesichtspunkte an dem Beispiel des Begriffs »Unternehmung« kurz zu skizziren.

Unsere moderne Wirthschaft beruht auf Waarenproduction und ist in erster Linie »Tausch und Circulationsverkehr«. Die Hauptform des wirthschaftlichen Betriebes ist die »Unternehmung«. Sie ist nach Bücher's Erklärung »eine Verbindung von Arbeit und Capital zum Zweck des Erwerbes, sei es zur Production von Sachgütern, sei es zur Herstellung von Diensten für fremden Bedarf, aber auf eigene Rechnung und Gefahr«. Das Wesentliche dieser

Betriebsform ist demnach, dass Privatvermögen seinen consumtiven Zwecken entzogen und in Productionsmitteln, d. h. als Capital zum Zweck des Erwerbes, angelegt wird, wobei nicht eigener, sondern fremder Bedarf in Rechnung kommt.

Ich glaube, dass wenn man die vorhin bei Gelegenheit der Erörterung des Begriffs »Organismus« gegebenen geschichtlichen Darlegungen zum Vergleich heranzieht, unschwer zu sehen ist, wie die Merkmale, die hier zum Begriff der Unternehmung vereinigt sind, direct oder indirect auf Momente hinweisen, die für den ganzen entwicklungsgeschichtlichen Verlauf der Wirthschaftserscheinungen von höchster charakterisirender Bedeutung sind, und die, ich möchte sagen, gleichsam Krystallisationsmittelpunkte darstellen, um welche sich das geschichtliche Leben dieser Erscheinungen von den bestimmten Gesichtspunkten jenes Einzelbegriffs aus in durchsichtig-geordneten Massen einheitlich herumgruppirt.

Denkbar ist die Betriebsform der Unternehmung lediglich auf Grund eines weit ausgebildeten Tauschverkehrs, wo Waaren producirt werden und wo die Macht des Capitals im Sinne von Productionsmitteln, die zugleich Erwerbszwecken dienen, das Privatvermögen ganz oder theilweise occupirt hat. Insofern der Begriff in diesen Anschauungskreisen sich bewegt, finden zwar in erster Linie in ihm nur bestimmte typische Formen der modernen Verkehrsgesellschaft ihre deutliche Spiegelung, und kein Zweifel kann sein, dass die Kenntniss der gegenwärtigen Zustände für den Aufbau des Begriffs zunächst das Material hergegeben hat. Um aber dieser Kenntniss die methodischen Gesichtspunkte für die Trennung von wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen zu entnehmen, war ebenso eine möglichst umfassende Beschreibung der vergangenen Zustände, wie eine solche der gegenwärtigen erforderlich; denn zunächst konnten alle auf Grund logischer Motive aufgegriffenen Bestimmungen jenes Begriffs lediglich nur hypothetischen und provisorischen Charakter haben, und um den letzteren mehr und mehr von derartigen schwankenden Werthen zu befreien, war offenbar nöthig, das gesammte Bild zu überschauen, in welches jene Betriebsform als organischer Theil einer zusammenhängenden Entwicklungsreihe sich einordnet. Denn dies Gesamtbild liegt ja in den gegenwärtigen Zuständen keineswegs

beschlossen, sondern da Gegenwart und Vergangenheit continuirliche entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge bilden, fällt die letztere in den Rahmen des Ganzen mit hinein und hilft an der inneren Structur des Begriffs schöpferisch mitgestalten.

Das Wesentliche für die methodologische Betrachtung der Genesis des Begriffs bleibt aber vor allem die durchgehende Wechselwirkung, die sich darin bethätigt, dass die Elemente desselben ebenso sehr der Kenntniss eines Zusammenhanges von Erscheinungen entspringen, wie sie diesen Zusammenhang mit rückwirkender Kraft selbst wieder erst schöpferisch gestalten und logisch verdichten. Der scheinbare Widerspruch, der hierin liegt, findet in der erwähnten hypothetischen und provisorischen Bedeutung, die den Bestimmungen des Begriffs mit Rücksicht auf den methodischen Gang der wissenschaftlichen Forschung zukommt, seine vollgültige Berichtigung. Indem sich an der Hand begrifflicher Theilbestimmungen zunächst eine hypothetische Construction der Wirklichkeit vollzieht und geleitet von der Erfahrung in den Zusammenhang jener Bestimmungen immer wieder neue Elemente sich einschieben, wird die ganze Structur des Begriffs mehr oder weniger organisch umgestaltet, bis schließlich aus dem Begriffsganzen ein Werkzeug denkender Betrachtung der Dinge entsteht, das für die Erkenntniss des Zusammenhanges der Wirklichkeit seine Brauchbarkeit dauernd bewährt.

Logisch genommen ist jedoch der hypothetische und provisorische Werth der Begriffe — man könnte ihn die potentielle Energie derselben nennen — bloß die eine Seite. Hinzu kommt die andere nicht minder wesentliche, die mit jener aufs innigste zusammenhängt: nämlich die heuristische Kraft — ich möchte sie die actuelle Energie der Begriffe nennen — die dieselben auszeichnet, und letztere ist insofern von umfassendster Bedeutung, als sie über den Thatfachenkreis, dessen Wesensform der Begriff zum Ausdruck bringt, weit hinausgreift. Wenn der Begriff »Unternehmung« sich zunächst als eine Wesensform der modernen Verkehrsgesellschaft, d. h. also als eine der geschlossenen Hauswirthschaft z. B. völlig heterogene Erscheinungsform offenbart, so zeigt er doch zugleich den Weg an, wo für die Erkenntniss der letzteren die Wesensformen zu suchen sind. Gerade das

ist wesentlich für den primitiven hauswirthschaftlichen Betrieb, dass er nicht Unternehmung ist, dass Waarenproduction theils fehlt, theils ganz in den Hintergrund tritt, dass Capital im Sinne von Produktionsmitteln, die zum Erwerbe dienen, gleichfalls so gut wie ganz fehlt¹⁾, dass Einkommen und Vermögen noch eine gleichartige, undifferenzirte Masse bilden²⁾, dass Productionsgemeinschaft und Consumtionsgemeinschaft zusammenfallen und ein Interesse mehr zu erzeugen, als der persönliche Bedarf der Angehörigen eines Wirthschaftskreises vorschreibt, im allgemeinen nicht vorliegt³⁾. In der Periode der mittelalterlichen Kundenproduction ist zwar der Producent im Besitze von Capital für die Production, aber Capital ist hier vorwiegend nur das Werkzeug; die Roh- und Hilfsstoffe nehmen an dem Process der beginnenden Capitalisirung noch nicht theil, denn es wird nicht auf Vorrath, sondern auf Bestellung gearbeitet; deshalb fehlen auch hier für die Betriebsform der Unternehmung alle Bedingungen⁴⁾.

So erleuchtet im dargelegten Sinne der hier als Beispiel herangezogene Begriff der Unternehmung sowohl Vergangenheit wie Gegenwart, und die constructive Arbeit der Begriffsschöpfung geht mit der descriptiven Arbeit der historischen Quellenforschung Hand in Hand.

III. Ueber den Begriff des socialen Gesetzes.

Bekannt ist, dass der Begriff »Gesetz« ursprünglich der bürgerlichen Rechtsordnung entnommen ist, also ganz die Bedeutung von Vorschrift, Anordnung, Befehl hatte⁵⁾. Erst später wurde diese Bedeutung auf die Natur übertragen, ohne dass jedoch der Begriff des Gesetzes seines ursprünglichen Sinnes dabei entkleidet wurde. Indem man das höchste Wesen zugleich als den höchsten Gesetzgeber der Welt auffasste, war es ja eine einfache Folgerung, dass man Staats- und Naturordnung unter gleichartige Gesichtspunkte brachte. Erst ganz allmählich und zwar unter dem Einflusse des

1) Bücher, a. a. O. S. 78.

2) S. 64. 79.

3) S. 77 u. a. O.

4) S. 60. 78 f.

5) Wundt, Philos. Studien. Bd. III. 1886. Ueber den Begriff des Gesetzes mit Rücksicht auf die Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze. S. 196. S. auch die Bemerkung Sigwart's in »Kleine Schriften« 2. Bd. S. 14.

Aufschwunges der neueren Physik verlor der Begriff Gesetz diesen Normativcharakter und nahm die Bedeutung streng mechanischer Causalität an. Zwar war auch dem Alterthum die Auffassung mechanischer Naturgesetzlichkeit nicht fremd, aber die aristotelische Philosophie z. B. nahm noch Ausnahmen der Causalität an, d. h. Zufälle, die für das begriffliche Erkennen der Wissenschaft unzugänglich bleiben sollten¹⁾. Ganz im Sinne jener ursprünglichen rein normativen Bedeutung gebrauchen den Begriff des Gesetzes noch Dupont de Nemours und Quesnay: sie deuten Gesetz (law) als eine »Vorschrift für eine richtige Regierung«²⁾. Bei Turgot dagegen (Eloge de Gournay am Anfang) findet sich die synonyme Uebertragung auf das Gebiet der Natur bereits deutlich ausgesprochen. Er sagt: »Um die ursprünglichen und einzigen auf die Natur selbst gegründeten Gesetze zu erkennen, durch welche sich alle im Verkehr vorkommenden Werthe das Gleichgewicht halten u. s. w. . . ., dazu bedarf es des Auges eines Philosophen und eines Staatsmannes«.

Der Begriff Gesetz im Sinne einer streng mechanischen Causalität wurde in seiner ganzen Bedeutung für die Außenwelt zum ersten Male von Descartes und ferner von Newton gewürdigt. Beide sprechen in diesem Sinne von »leges naturae«. Spinoza und Hobbes übertrugen dann dieselbe Auffassung auch auf das Gebiet des geistigen Geschehens. A. Smith jedoch gebraucht den Ausdruck Gesetz in nüancirterer Bedeutung. Er spricht von Umständen und Principien, welche den Verlauf eines oder des anderen Vorganges bestimmen, z. B. die Arbeitstheilung, und von »den Regeln, welche die Menschen natürlicherweise beobachten«. Im allgemeinen sind bei ihm ebenso wie bei den Physiokraten die »leges naturae« durchweg Dogma und die Abneigung gegen alles Eingreifen der Staatsgewalt findet hierin ihre Stütze³⁾.

1) Wundt, a. a. O.

2) Ich entnehme die der Geschichte der Wirthschaftslehre angehörigen Angaben und Citate größtentheils dem Aufsätze von Bonar, der Gebrauch des Ausdrucks »Gesetz« in der Nationalökonomie, in der Zeitschrift für Volkswirtschaft etc. herausgegeben von Böhm-Baeverk. Bd. I. Heft I. 1892. Die weiteren Ausführungen Bonar's jedoch stehen zu denen dieser Abhandlung in vollem Gegensatz.

3) Ich glaube übrigens, dass nicht oft darauf aufmerksam gemacht ist,

J. Stuart Mill constatirt 2 Classen von Gesetzen: 1) die Gesetze der Production, welche beinahe ganz physischer Natur sind, z. B. das Gesetz der abnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens und das Malthus'sche Uebervölkerungsgesetz; 2) die Gesetze der Vertheilung, die doch nicht ganz dem menschlichen Willen unterliegen, z. B. die Gesetze des Tausches, der Löhne, des Gewinnes. Auch Bastiat und Carey sprechen von Naturgesetzen des Freihandels bez. des Schutzzolles.

Man sieht bereits aus diesen flüchtigen Angaben¹⁾, welche reiche Geschichte der Begriff »Gesetz« hat, und dieselben Verschiedenheiten seiner Bedeutung, die hier im Nacheinander seiner Entwicklung zu Tage treten, spiegeln sich im Nebeneinander auch heute noch vielfach bei den Nationalökonomen wieder. Wohl kaum einen anderen Begriff dürfte es geben, der so oft im Munde geführt wird und mit dem sich dennoch zugleich so weit divergirende Auffassungen verbinden. Es wird nicht geleugnet werden können, dass diese ganze Verwirrung ihren wesentlichen Grund in der anthropomorphistischen Auffassung hat, die dem Begriff Gesetz von Anfang an anhaftete und die ihre psychologische Nachwirkung bis auf den heutigen Tag keineswegs verloren hat. Da nun die Wirthschaftslehre stets es als ihr gutes Recht angesehen hat, nicht bloß zu bestimmen, was ist, sondern auch, was sein soll — und wer wollte ihr dieses Recht nehmen? — so war von vornherein die Beseitigung jenes Anthropomorphismus unter sehr ungünstige Bedingungen gestellt.

Wenn man nun, wie es heute vielfach noch geschieht, nur da von Gesetzen sprechen will, wo die Wirkungen der letzten Elemente

welche eigenartige *petitio principii*, abgesehen von anderen Irrthümern, sich hinter diesen Anschauungen verbirgt. Die socialen Ereignisse sind unveränderliche Naturereignisse, so wird gesagt. Dann sind aber die event. Eingriffe des Staates doch ebenfalls solche Naturereignisse. Welchen Sinn hat es daher, die einen gelten zu lassen, die anderen aber nicht? Es ist ein eigenthümlicher, auch sonst vielfach bemerkbarer psychologischer Selbstbetrug, dass man das, was man bereits als realbestehend anerkannt hat, nachträglich wiederum zu Desideraten verflüchtigt. (Weitere Beispiele bieten der Platonismus, der Stoicismus, der Buddhismus.) Siehe Simmel, *Moralwissenschaft*. Bd. I. Berlin 1892, S. 71 f.

1) Dieselben sollten selbstverständlich bloß zur allgemeinen Orientirung dienen. Eine ausführliche Geschichte des Begriffs Gesetz liegt außerhalb der Aufgabe dieser Abhandlung.

alles Geschehens, d. h. also wirkliche, stets auf letzte primäre Kräfte zurückgehende causale Beziehungen festgestellt sind, so bleibt das allerdings logisch nicht anzufechten¹⁾. Es dürfte aber zweifelhaft sein, ob für die Mehrzahl der Wissenschaften eine so enge Fassung des Begriffs Gesetz von größerem regulativen Werthe ist. Gewiss wird die Feststellung des letzten causalen Zusammenhanges, die Kenntniss des gesetzmäßigen Wirkens primärer, nicht weiter zerlegbarer Kräfte, dieser »Urphänomene« alles empirischen Geschehens, die wir, um es uns verständlich zu machen, ihm unterlegen müssen und bei denen unser Causalitätstrieb zur Ruhe kommt, gewiss wird dieses ein Ideal sein, dem alle Wissenschaft nothwendig zustrebt und das sie niemals wird aus den Augen verlieren dürfen — aber vorläufig sind wir zumal in den Geisteswissenschaften von diesem Ideale noch weit entfernt, weil es der bisherigen Technik unseres Denkens einfach spottet. Was für ein Werth kann daher einer Auffassung zukommen, die jeden Hinweis auf den Thatbestand des gegenwärtigen, so eng begrenzten Gesichtskreises unserer Erfahrung vernachlässigt und jeden Compromiss mit derselben in übertriebener Vornehmheit ablehnt?

In der That hat denn auch eine Auffassung des Begriffs Gesetz im weiteren Sinne als dem obigen längst in der Wissenschaft Bürgerrechte gewonnen. So unterscheidet Wundt 3 Arten von Gesetzen, die ebenso viele Stadien einer inductiven Untersuchungsmethode darstellen.

Jede einzelne Regelmäßigkeit eines Geschehens, die in dem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang der Erscheinungen constatirbar ist, ist in diesem Sinne ein Gesetz. »Als das Resultat einer Induction«, sagt Wundt, »ergibt sich stets ein allgemeiner Satz, welcher die einzelnen Thatsachen der Erfahrung, die zu seiner Ableitung gedient haben, als specielle Fälle in sich schließt. Einen solchen Satz nennen wir ein Gesetz«²⁾. Wie man sieht, ist also hier der Begriff einer Causalität noch keineswegs gefordert. Das zweite Stadium der Feststellung von Gesetzen betrifft nach Wundt gegen-

1) So neigt z. B. Simmel zu einer solchen extremen Auffassung, s. Probleme der Geschichtsphilos. Leipz. 1892. 2. Capitel. Von den historischen Gesetzen.

2) Wundt, Logik, II. S. 22 f.

über dem ersten, nämlich der Feststellung einzelner, die allgemeiner empirischer Gesetze, d. h. die Verbindung mehrerer Einzelgesetze zu einem allgemeinen Gesetz. So ist die Erkenntniss, dass der Planet Mars sich in einer Ellipse um die Sonne bewegt, ein Gesetz erster Art; die Erkenntniss, dass alle Planeten sich in einer Ellipse um die Sonne bewegen, ein Gesetz zweiter Art. Beides aber sind lediglich empirische Gesetze, die keinen directen Hinweis auf eine bestimmte causale Erklärung enthalten. Das dritte Stadium sind die Causalgesetze. Die beiden ersten Keppler'schen Gesetze enthalten noch kein Erklärungsprincip für ihre Behauptungen; sie sind nichts als Feststellungen von Thatsachen. Erst die Entdeckung des Gravitationsgesetzes durch Newton brachte in den causalen Zusammenhang jener Thatsachen Licht, indem es die constanten Bewegungsformen der Planeten theils aus der centripetalen Anziehungskraft der Sonne, theils aus den centrifugalen Einzelbewegungen der Planeten erklärte. So kommt also bei der Aufstellung von Causalgesetzen eine wesentliche Wandlung der ursprünglich festgehaltenen Gesichtspunkte zur Geltung: jede causale Beziehung weist auf letzte elementare Triebkräfte hin, die, insofern sie lediglich rein begriffliche Formulierungen sind, transempirischen Charakter haben, den Boden der Erfahrung gänzlich verlassen und zugleich ein durchaus hypothetisches Moment in sich enthalten, das von der jeweiligen Auffassung des Begriffs der Kraft und also auch der Materie stets seine Sanction erhält.

Wie jedoch unmittelbar erhellt, sind alle diese Gesetzmäßigkeiten durchaus quantitativer Art. Das Ziel einer möglichst elementaren quantitativen Analyse der Naturerscheinungen ist das Ziel der Naturwissenschaften überhaupt. Dieses Ziel ist aber nicht in gleicher Weise auch das der Geisteswissenschaften. Hier kommt das in Betracht, was oben über den Unterschied von Natur- und Geisteswissenschaft im allgemeinen gesagt war. Nicht etwa, dass nicht auch die Geisteswissenschaften quantitative Bestimmungen zuließen; dieselben haben aber im allgemeinen hier bei weitem nicht den wissenschaftlichen Werth, wie auf dem Gebiete der Naturerscheinungen. Gerade da, wo es sich um eine causale Erklärung eines geistigen Geschehens handelt, kann es vielmehr stets nur auf qualitative Bestimmungen ankommen, denn alle Geistes-

wissenschaft deutet zurück auf psychische Intensitäten und hat ein psychisches Geschehen zur Voraussetzung. Die letzten Elemente mit einem Wort, die causalen Triebkräfte, sind auf geistigem Gebiet die unmittelbaren Thatsachen der inneren Wahrnehmung, die stets auf ein individuelles Erleben hinweisen, wie sie stets auch ein individuelles Leben widerspiegeln¹⁾. Die causalen Factoren des geistigen Geschehens sind nun aber noch keineswegs sogleich als letzte Elemente dieses Geschehens zu fassen, vielmehr wird die wissenschaftliche Psychologie allein Richterin darüber sein können, ob und wie weit bei jenen Erklärungsversuchen von »primären« Seelenkräften die Rede sein kann. Zwar bieten die einzelnen Geisteswissenschaften selber der letzteren werthvolles Material zur Untersuchung dar, die Aufgabe, die Untersuchung auszuführen, fällt aber ausschließlich der Psychologie anheim. »So kann«, sagt Wundt (Logik, II. S. 26), »durch statistische Ermittlungen festgestellt sein, dass mit der Erhöhung der Getreidepreise die Zahl der Geburten und Eheschließungen abnimmt. Die Zurückführung dieser empirischen Regel auf ein Causalgesetz ist aber nur möglich, insofern man dasselbe etwa als einen speciellen Fall des allgemein psychologischen Gesetzes betrachtet, dass, sobald in unserem Bewusstsein ein einzelner Trieb, wie der Selbsterhaltungstrieb, gesteigert wird, die übrigen Triebe eine entsprechende Abnahme erfahren«.

Wenn vorhin gesagt wurde, dass den quantitativen Gesetzen der Socialwissenschaft im Vergleich zu denen der Naturwissenschaft geringere wissenschaftliche Bedeutung zukommt, so soll damit der Werth der Statistik²⁾, die ja durchweg Bestimmungen rein numerischer Art aufstellt, keineswegs geleugnet werden. Jene Behauptung büßt aber an Wahrheit deshalb nichts ein. Denn während in der Naturwissenschaft in einer großen Anzahl von Fällen die

1) So muss von diesem Gesichtspunkte aus Rümelin's Erklärung des socialen Gesetzes als »Ausdruck für die elementare Grundform der Massenwirkung psychischer Kräfte«, S. 10, mindestens als unklar erscheinen. Eine elementare Grundform kann doch stets nur bei individueller Vergleichung zu Tage treten.

2) Vergl. zu diesem Abschnitt Wundt, Logik, II. die Capitel über die socialen Gesetze S. 571 ff. und über die Methoden der Volkswirtschaftslehre S. 586 ff., ferner Sigwart, Logik, 1. Aufl. Bd. II. S. 502 ff.

Beobachtung quantitativer Gesetzmäßigkeiten unmittelbar ein Vehikel wird für die exacte Causalerklärung der Erscheinungen, bieten uns die statistischen Gesetze zunächst lediglich zahlenmäßig bestimmte Thatsachen dar, bei denen ein causaler Zusammenhang nicht erklärt, sondern vorausgesetzt wird. Um irgend ein Causalverhältniss aufzudecken, bedürfen die statistischen Gesetze vielmehr stets der psychologischen und historischen Interpretation, deren Hülfsmittel dann meist aus ganz anderen Beobachtungsquellen geschöpft sind, als die statistische Massenbeobachtung der Natur ihrer Aufgaben und Objecte nach es zulässt. Nur die individuelle Erfahrung, wie bereits angedeutet wurde, sowie die auf ihr beruhende individuelle Vergleichung kann Aufschluss über die letzten causalen Elemente des Geschehens geben. Die letzteren aber sind reale Kräfte, die sich in einer aller statistischen Beobachtung völlig entrückten Sphäre abspielen. Die Exactheit, d. h. die numerische Bestimmtheit der statistischen Gesetze, bildet in keiner Weise gleich den empirischen Gesetzen der Naturwissenschaft eine Brücke zu einer ebenso exacten Bestimmung causaler Elemente: vielmehr wird auch da, wo die statistische Zahlenbestimmung direct auf einen Causalzusammenhang hinweisen mag, es sich stets um qualitative, nicht aber um (exacte) quantitative Erklärungsprincipien handeln können.

Man wird also gut thun, durch den Ausdruck »Exactheit« die Unbefangenheit des Werthurtheiles sich nicht trüben zu lassen. Mit Recht sagt Simmel¹⁾: »Die Addition der Fälle ist eine Synthesis, die der Beobachter vornimmt; dass sie dieses bestimmte Resultat ergibt, ist freilich objectiv begründet, aber doch nur dadurch, dass jeder seiner Factoren es ist, während es einen fehlerhaften Zirkel und eine Art mystischer Teleologie bedeutet, umgekehrt aus der nothwendigen Bestimmtheit des Resultates die der Factoren ableiten zu wollen«.

Indem nun die statistischen Gesetze in analoger Weise wie die empirischen Gesetze der Naturwissenschaften verschiedene Thatsachen in eine functionelle Beziehung zu einander bringen und damit constant parallellaufende Erscheinungen feststellen, ohne

1) Simmel, Probleme der Geschichtsphil. S. 55, s. a. Wundt, Log., II. S. 577.

jedoch einen causalen Zusammenhang aufzudecken, wird die Bezeichnung »empirische Gesetze« ihnen nicht abgesprochen werden können. Dass der Raum oder Zeitabschnitt, auf welchen statistisch ermittelte Thatsachen bezogen werden, nicht die Ursache dieser letzteren sein kann, ist selbstverständlich. Jedes derartige Gesetz offenbart vielmehr an sich lediglich die Thatsache, dass da, wo bestimmte Erscheinungen sich regelmäßig wiederholen, auch gewisse Ursachen die gleichen gewesen sein müssen, die für die Regelmäßigkeiten der Erscheinungen maßgebend waren — eine Banalität, wenn man will, die wir selbst von der Statistik nicht erfahren würden, wenn sie uns vorher nicht längst bereits bekannt wäre. Aber selbst die Voraussetzung der vollkommenen Gleichheit der Ursachen ist mit der Regelmäßigkeit der auf statistischem Wege beobachteten Thatsachen noch nicht einmal solidarisch¹⁾. Es ließe sich vielmehr denken, dass innerhalb eines socialen Verbandes eine sehr bedeutende Wandlung der wichtigsten Existenzbedingungen stattgehabt hätte, die numerische Massenbeobachtung trotzdem jedoch für die Bestimmungen gewisser Einzelthatsachen die gleichen numerischen Werthe erhielte. Einen zufälligen Ausgleich der durch jene Veränderungen gestörten Bilanz anzunehmen, bleibt doch so lange zweifellos berechtigt, als durch das Zurückgehen auf die wirklichen causalen Factoren das Gegentheil noch nicht bewiesen ist. Ueberall aber wird die Feststellung causaler Factoren nur da möglich sein, wo die Ausscheidung constanter Bedingungen von den sie begleitenden zufälligen Umständen methodisch in Angriff genommen wird, wozu dann bei Erscheinungen von quantitativer Bestimmbarkeit noch die »Gradation« jener ausgeschiedenen und festgestellten Bedingungen als abschließendes, wichtiges Hilfsmittel hinzukommt.

1) Sigwart, a. a. O. § 101. S. 517. »Die Nothwendigkeit, aus der die einzelnen Fälle hervorgehen, ist uns ja eben verborgen, wenn wir sie nur zusammenfassend zählen; und da sie alle individuell verschieden sind und im Einzelnen regellos wechseln, da die Einzelfälle einer Gruppe, welche einen bestimmten Durchschnitt aufweist, durchaus nicht den Einzelfällen der anderen Gruppe von gleichem Durchschnitt zu correspondiren pflegen, so kann es sich auch nicht um genaue Wiederholung derselben Bedingungen handeln«, und ferner S. 515: »Solche Regelmäßigkeiten der Zahlen und Durchschnitte sind zunächst bloße Beschreibungen von Thatsachen, die der Erklärung bedürfen, so gut wie die Regelmäßigkeit des Wechsels von Tag und Nacht«.

Der vollständigen oder theilweisen Erfüllung dieser Forderungen steht die Methode der statistischen Massenbeobachtung jedoch vollkommen machtlos gegenüber, und als eine grobe Verkennung des Werthes der letzteren muss es bezeichnet werden, wenn Buckle z. B. die Gesetze derselben mit denen der Naturwissenschaften auf eine Linie stellte.

Worin besteht nun der Werth der statistischen Methode? Ausgehend von dem Gesichtspunkt, der die statistische Methode im eigentlichen Sinne scheidet von der bloßen statistischen Zählung, dürfte hier wesentlich folgendes in Betracht kommen. Insofern es ausschließlich auf die Zählung der Theile eines begrifflich bestimmten collectiven Ganzen ankommt, tritt dieselbe lediglich in den Dienst der exacten Beschreibung der Dinge. Indem man numerisch feststellt, wie viel Einwohner eine Stadt hat, wie viel männliche und weibliche Personen sich in derselben befinden, wie viel Mitglieder eine bestimmte Berufsclassen hat u. s. w., handelt es sich zunächst nur um Einzelthatsachen, die selbstverständlich als Ausdruck irgend einer Gesetzmäßigkeit, sei es empirischer oder causalart, nicht angesehen werden können.

Nun ist die wesentliche Bedeutung der statistischen Methode im eigentlichen Sinne aber gerade die, an der Hand einer quantitativen Massenbeobachtung zu numerischen Ergebnissen zu kommen, die nicht nur einzelne Facta, sondern »empirische Regelmäßigkeiten« bedeuten, also ein Geschehen in einer allgemeingültigen Form widerspiegeln. Dieses wird in erster Linie erfüllt durch die Aufstellung von Durchschnittsgrößen. Indem dieselbe für die Vergleichung verschiedener socialer Gruppen und Zustände bestimmte Hilfsmittel nahe legt, dient sie ebenfalls zunächst descriptiven Zwecken. Andererseits aber kann auf Grund solcher Vergleichen zugleich die Kenntniss eines Causalzusammenhangs vorbereitet werden, die es möglich macht, zweckgemäß auf die Dinge einzuwirken¹⁾. Damit, dass diese Durchschnittszahlen nicht nur ein

1) Gesagt wird hier, dass auf das Vorhandensein eines Causalzusammenhangs hingedeutet wird, nicht auf eine Erklärung desselben. Vergl. Wundt a. a. O. — Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, ausführlich auf diese Punkte einzugehen. Es sei hier noch auf den folgenden Satz Sigwart's hingewiesen (a. a. O. S. 529). »Wo Schlüsse aus der Statistik auf Causalgesetze möglich sind,

bloßes Factum, sondern eine »factische Regelmäßigkeit« ausdrücken, ist die Annahme präjudicirt, dass sie sich, falls die Zahl der gezählten Objecte annähernd dieselbe bleibt, innerhalb der räumlichen und zeitlichen Grenzen, auf welche sie sich bezieht, stets bewahrheiten werde¹⁾. Dass die Feststellung dieser Regelmäßigkeit höchstens nur descriptiven Werth und keinen Hinweis enthalten kann auf die ihr zu Grunde liegenden concreten Bedingungen, die ja niemals an den Zahlen selbst, sondern immer nur an den Individuen, die Objecte des Zählens sind, sich bethätigen, liegt auf der Hand.

Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn wir einerseits zur Gewinnung von Durchschnittswerthen Zahlenreihen nach speciellen Gesichtspunkten aufstellen, also z. B. bei der Untersuchung der Wanderungserscheinungen nicht bloß bestimmte räumlich und zeitlich begrenzte Gebiete ins Auge fassen, sondern zugleich — und zwar möglichst erschöpfend — die verschiedenen Arten der Wanderungen in Rechnung ziehen (beispielsweise, nach Bücher's Vorschlag, Wanderungen mit steter Ortsveränderung scheiden von solchen mit temporärer Umsiedelung und diese wieder von Wanderungen mit dauernder Umsiedelung) und ferner, wenn wir die auf Grund derartiger Classificationen gewonnenen numerischen Ergebnisse mit parallel laufenden Thatssachenreihen in Verbindung bringen, die einem anderen Beobachtungsgebiet angehören: etwa der Dichtigkeit der Bevölkerung, ihrer Berufsgliederung, der Vertheilung des Grundeigenthums, der Höhe der Arbeitslöhne, der Preisbewegung der Lebensmittel etc.²⁾. »Indem«, wie Wundt sagt, »zwei neben oder unabhängig von einander ermittelte Thatssachenreihen, die innerhalb der nämlichen räumlichen oder zeitlichen Grenzen gegeben sind, zu einander in Beziehung gesetzt werden, weisen hier correspondirende Veränderungen, sobald sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftreten, unmittelbar auf causale Beziehungen hin, in welchen die betreffenden Erscheinungen entweder zu einander oder zu ein und derselben dritten Reihe von Thatssachen stehen«³⁾.

da liegt der Ausgangspunkt nicht in der Constanz, sondern umgekehrt in den Schwankungen der Zahlen«.

1) Sigwart, Methodenlehre, 1. Aufl. S. 512.

2) Bücher's Vortrag, »Die inneren Wanderungen etc.« in der »Entstehung der Volkswirthschaft«, S. 261.

3) Wundt, Methodenlehre, 1. Aufl. S. 581.

Anderseits freilich muss ausdrücklich betont werden, dass in einer derartigen Combination verschiedenartiger Thatsachenreihen die Gesichtspunkte rein quantitativer Forschungsmethoden bereits verlassen sind und der Boden einer qualitativen Analyse betreten ist, die überall da, wo es sich um die Ermittlung der causalen Beziehungen selbst handelt, in ihre vollen selbständigen Rechte eintritt. Schon die Classification der Wanderungen nach den soeben erwähnten Gesichtspunkten, die Gliederung der Berufe, die Scheidung der Selbstmorde nach bestimmten Motiven u. s. w. sind rein qualitative Bestimmungen, die, um die statistische Methode in dem angegebenen Sinne zu befruchten, sich um so wirksamer erweisen werden, je mehr sie ihrerseits von der Methode einer alles nivellirenden Massenbeobachtung sich entfernen. Welche Schwierigkeiten z. B. derartige Classificationsversuche darbieten, um auf ihrer Grundlage zu statistischen Ergebnissen zu kommen, davon legt bekanntlich die Berufsstatistik ein beredtes Zeugniß ab.

Wenn sich dann weiterhin auf Grund statistischer Ermittlung ergibt, dass z. B. die Auswanderung aus einem Bezirke mit dem Sinken der Arbeitslöhne und der Preissteigerung der Lebensmittel wächst, so liegt es nahe, hier einen causalen Zusammenhang anzunehmen; der Umstand aber, dass man einen solchen Zusammenhang constatirt, findet doch immer wieder seinen Rechtsgrund allein in psychologischen oder historischen Erwägungen, und in den meisten Fällen werden diese Erwägungen schon vor aller statistischen Ermittlung zu bestimmten Resultaten gekommen sein, so dass für die letzteren diese Ermittlung selbst auch hier lediglich nur die numerische Bestätigung gibt.

Keineswegs sind nun die statistischen Gesetze der Wirthschaftslehre die einzigen quantitativer Art. Bei den quantitativen Beziehungen, die zwischen den von der Theorie gebrauchten Begriffen herrschen, wie Production und Consumption, Angebot und Nachfrage, Tausch und Verkehr, Werth und Preis, Capital und Credit u. s. w. ergeben sich ebenfalls constante Bestimmungen von theilweise quantitativer Art, deren Gültigkeit für den concreten Fall durch zahlenmäßige Prüfung zu beweisen, der Statistik als Aufgabe anheimfällt.

Freilich wird sich bei dieser ziffermäßigen Prüfung sehr oft zeigen, dass diese Gesetze der Theorie mit der concreten Wirklich-

keit keineswegs übereinstimmen, und bei dem hypothetischen Charakter der axiomatischen Voraussetzungen, aus welchen jene Gesetze abgeleitet wurden, kann dieses nicht Wunder nehmen. Da die Aufgabe der abstracten Wirthschaftslehre darin besteht, dass sie diejenigen Factoren der Güterbewegung isolirt untersucht, die in einseitiger oder wechselseitiger Abhängigkeit von einander stehen, und die zugleich wegen ihres vorwiegend formalen und quantitativen Inhalts rein logische Abhängigkeitsbestimmungen zulassen, so werden die Voraussetzungen, unter denen diese letzteren verständlich gemacht werden können, ebenfalls rein abstracten Charakter an sich tragen müssen, und an der Erfahrung gemessen, wird ihnen lediglich hypothetischer Werth beigelegt werden können.

So sehr nun, empirisch betrachtet, die aus diesen Voraussetzungen gewonnenen Resultate ebenso hypothetischer Natur sind, wie die Voraussetzungen selbst, so bleibt den ersteren dennoch im Rahmen des Begriffszusammenhanges, dem sie angehören, der Charakter der Allgemeingültigkeit und Regelmäßigkeit vollauf gewahrt. Daher wird man den Sätzen der Theorie den Namen »Gesetze« nicht absprechen können; denn die Regelmäßigkeit und Constanz der functionellen Beziehung, die das wichtigste Kriterium des Begriffs Gesetz bleibt, ist hier voll und ganz erfüllt. Bedingung wird allerdings sein, dass man die hypothetische Natur dieser Gesetze stets im Auge behält. Sich aber deshalb hier so zu verklausuliren, dass man »Gesetze von nicht strenger Regelmäßigkeit« annimmt, dürfte im Grunde doch nichts anderes heißen, als mit der Wissenschaft *va banque* machen; denn nachdem die streng bestimmte logische Bedeutung ihres wichtigsten Grundbegriffes in eine unbestimmte phraseologische *contradictio in adjecto* aufgelöst ist, wird alles übrige gleichfalls — Phrase. Das Gesetz, dass der Preis einer Waare sinkt, wenn die Nachfrage gleichbleibt, das Angebot aber steigt, hat, übertragen auf die concrete Wirklichkeit, nur Gültigkeit, wenn noch weitere bestimmte Voraussetzungen in der Erfahrung verwirklicht sind; aber seiner ursprünglichen Bedeutung nach sollte es auch nur für solch einen beschränkten Kreis fester Voraussetzungen Gültigkeit haben; die Regelmäßigkeit der durch jenes Gesetz festgestellten functionellen Beziehung war gültig für den Denksammenhang der Theorie, nicht aber für die Praxis. Von allen

begrifflichen Formulierungen wird man lediglich nur verlangen können, dass sie Geltung haben innerhalb ein und desselben Denkgesamtheitszusammenhangs; so lange dieser gewahrt bleibt, ist jene Gültigkeit dann aber auch eine absolute und im strengsten Sinne unantastbare. Ebenso wie es absurd wäre, einem Begriff das Merkmal der Allgemeingültigkeit zu nehmen, weil er dieses Merkmal nur in einem bestimmten Denkgesamtheitszusammenhang sich zu sichern vermag, ebenso absurd dürfte es sein, dem Gesetz das Merkmal der Regelmäßigkeit zu nehmen, da die gleichen Bedingungen ebenso nothwendig auch bei ihm erfüllt sein müssen. »Die Begrenzung der Bedingungen«, sagt Wundt (Ueber den Begriff des Gesetzes, S. 204) »ist jedem Gesetz, sogar den principiellen Sätzen der Mechanik eigen. Ob diese Begrenzung größer oder kleiner ist, kann keinen Unterschied begründen; darin, dass uns ein großer Theil der begrenzenden Bedingungen völlig unbekannt bleibt, liegt zwar ein sehr wichtiger praktischer, aber kein theoretischer Unterschied«. Und es gilt auch hier (S. 209): »Nicht das ausnahmslose Zusammentreffen der That-sachen mit dem Gesetz, sondern das ausnahmslose Vorhandensein der Ursachen, auf denen das Gesetz beruht, soll also behauptet werden«. Und weiterhin S. 210: »Die Allgemeinheit will eben nur ausdrücken, dass die Bedingungen, welche die Geltung eines Gesetzes bestimmen, immer vorhanden sind, ohne dass damit gesagt wird, dass das Gesetz selbst in jedem einzelnen Fall zur ungestörten Geltung gelange«. Der Fehler, den man dadurch begeht, dass man die Gesetze der abstracten Wirthschaftstheorie Gesetze von nicht strenger Regelmäßigkeit nennt, ist ein doppelter, wenn auch gleicher Art: einmal gibt man dem Begriffe »Gesetz« überhaupt eine vage Bedeutung, d. h. reiht ihn überhaupt nicht in einen bestimmten Begriffszusammenhang ein, und zweitens confundirt man den von der Theorie geforderten Denkgesamtheitszusammenhang beständig mit dem, welchen die concrete Wirthschaftslehre verlangt.

Der logische Gegensatz, in welchem Theorie und concrete Wirthschaftslehre stehen, wird sich freilich nie überbrücken lassen, und auch der daraus sich ergebende geringe Erfahrungswert der aus den abstracten Prämissen der Theorie gewonnenen Sätze kann nicht geleugnet werden. Die Theorie arbeitet eben mit Voraussetzungen, die theils in der Wirklichkeit überhaupt nicht vor-

kommen, theils aber auch da, wo sie vorkommen, oftmals als die maßgebenden nicht anerkannt werden können. So gilt denn von diesen Gesetzen der Theorie das Gleiche wie von denen der Statistik: ihr Erfahrungswerth im Vergleiche zu den naturwissenschaftlichen Gesetzen ist ein geringer. Freilich ersetzen sie beide diesen Mangel durch den Vorzug einer gewissen Exactheit, d. h. einer gewissen quantitativen (formalen) Bestimmtheit und logischen Allgemeingültigkeit, wozu dann für die Gesetze der Theorie noch hinzukommt, dass diese letztere selber es ermöglicht, an der Hand der psychologischen Prämissen, auf welche sie sich stützt, nunmehr sofort ihren Gesetzen eine causale Form zu geben, ein Umstand freilich, der den geringen Erfahrungswerth dieser Gesetze um nichts erhöht.

Mit Hinblick auf die Erfahrung mögen daher immerhin, wie ja neuerdings allgemein üblich geworden ist, die Gesetze der abstracten Wirthschaftstheorie »Gestaltungstendenzen« genannt werden oder, wie Menger will, Typen und typische Relationen, obwohl diese letztere Bezeichnung zu Missverständnissen Anlass gibt¹⁾. Stets wird man sich zu hüten haben — und Menger selbst verfehlt nicht, wiederholt darauf hinzuweisen — unter Typen hier ideale Vorbilder zu verstehen, die in Wirklichkeit realisirt werden sollen²⁾. Indem die Physiokraten und Smithianer dieser Begriffshypothese sich schuldig machten, brachten sie die abstracten Sätze der Theorie ohne weiteres unter »historische Kategorien«, stempelten sie zu »Naturgesetzen« und machten Normen der Wirthschaftspolitik daraus.

Wenn nun aber auch den Gesetzen der Theorie ein hypothetischer Charakter zugesprochen werden muss, so kann doch niemand im Ernst es einfallen, sie zu völlig subjectiven Hypothesenbildungen zu degradiren, die für die historische Betrachtung ohne jeden wissen-

1) Wundt unterscheidet 3 verschiedene Auffassungen des Begriffs »Typus«, s. Log. II. 48 ff.

2) Bei Roscher (Syst. I. S. 57. Anm. 7) findet sich der Ausspruch Fawcett's erwähnt, dass fast alle »principles of political economy are describing tendencies instead of actual results« (Manual of pol. econ. 1863). Rodbertus spricht im analogen Sinne von »Principien«, »Grundgesetzen«, »Gravitationsgesetzen«, s. d. Cap. 4 im 4. socialen Brief. Berlin 1884. S. 16 f.

schaftlichen Werth wären. Mit dem Zugeständniss ihres »hypothetischen Charakters« ist ihr wissenschaftlicher Werth nicht verneint, sondern bejaht, und nur wer den ungeheuren methodischen Werth der Hypothesenbildung in der Wissenschaft verkennt, kann bei dem bloßen Namen »Hypothese« sofort skeptische Herzbeklemmungen bekommen. Wo die Induction nicht als ein einfacher Denkakt, sondern als eine wirkliche Methode der Untersuchung auftritt, da müssen sich Hypothesen stets als organische Bestandtheile in den methodischen Gang der Untersuchung einschieben; denn eine tiefer gehende Analyse der concreten Erscheinungen, dieses wichtigste Ziel aller methodischen Forschung, ist ohne derartige provisorische Hilfsmittel, wie Wundt sie nennt, undenkbar.

Der Gang der inductiven Untersuchung verläuft nun so, dass solche Hypothesen und die aus ihnen gewonnenen Deductionen mit den Erfahrungsthatfachen verglichen werden und dass da, wo ihre Uebereinstimmung mit den letzteren sich als nicht zureichend erweist, durch Hinzufügung neuer, unmittelbar der Erfahrung entstammender Determinationen jene »provisorischen« Annahmen verificirt werden. So haben demnach diese letzteren vor dem Forum der Erfahrung gleichsam ihre Feuerprobe zu bestehen, und erst wenn sie s. z. s. geläutert durch die Erfahrung dieser Prüfung gerecht geworden sind, werden sie selber zu empirisch bewiesenen Erkenntnissen, die, in den systematischen Zusammenhang der Einzelwissenschaft eingereiht, nunmehr hier ihre feste Stellung finden. So ist eine inductive Untersuchungsmethode gewissermaßen ohne das Ferment deductiver Schlussfolgerungen unmöglich, und der Name »inductive Methode« bleibt lediglich eine Bezeichnung a potiori¹⁾.

Wie oft jedoch sind diese Lehren der Logik von den Fachökonomen ignorirt worden²⁾!

1) Ganz treffend sagt Cohn (Grundlegung d. Nat. Oek. Stuttg. 1885) S. 28 ff.: »Alle Induction ist blind ohne Deduction, alle Deduction ist leer ohne Induction«.

2) Wenn Baco glaubte, dass es bei der Induction auf eine vollständige Aufzählung aller einzelnen Fälle ankäme, so theilt Mill die Annahme einer so ungeheuerlichen Forderung zwar nicht, aber seine Lehren von der Induction bleiben deshalb nicht minder widerspruchsvoll. Dass wir den Schluss vom Einzelnen verallgemeinern, beruht nach seiner Meinung im Grunde darauf, dass wir solche Einzelschlüsse dem allgemeinen Causalaxiom unterordnen. Dieses Axiom

Eine wissenschaftliche Hypothese ist stets Resultat der isolirenden Abstraction aus concreten Erscheinungen; sie hat aber gerade deswegen objectiven Werth und ist von einer bloßen willkürlichen Fiction himmelweit verschieden. Beweisbar wird freilich der Anspruch auf objectiven Werth erst im Laufe der methodischen Untersuchung selbst. Die »Gesetze« des Malthus, dass die menschlichen Unterhaltsmittel in arithmetischer Reihe zunehmen, die Bevölkerung selbst aber in geometrischer Progression sich vermehrt, sind in der That keineswegs Abstractionen aus der Erfahrung, sondern völlig subjective Annahmen¹⁾, wie alle Hypothesen in den Geisteswissenschaften, die der Zukunft Gesetze vorschreiben, von vornherein sich dieses »Subjectivismus« verdächtig machen. Die letztere Annahme des Malthus ist aber nicht zum mindesten gerade deswegen eine subjective Hypothese, weil sie gegen das hypothetische Axiom der Theorie verstößt, welches den Menschen nicht bloß die Verfolgung des Eigennutzes, sondern auch die Kenntniss ihrer wahren Eigeninteressen zuschreibt. Unter der Voraussetzung dieser Annahme ist die Vermehrungsfähigkeit unter geistige Bedingungen gestellt und der Möglichkeit einer psychischen Causalität ihr Recht eingeräumt.

Ich glaube mit der Erwähnung dieses letzteren Gesichtspunktes überhaupt den Werth gekennzeichnet zu haben, der dieser wichtigen axiomatischen Voraussetzung der Theorie zukommt, und es dünkt mich, dass gerade dieses Axiom von den Methodologen, Dietzel eingeschlossen, gar zu stiefmütterlich behandelt worden ist. Doch kann ich näher an dieser Stelle nicht darauf eingehen. Es sollte hier bloß darauf hingewiesen werden, dass sämtliche Axiome der Theorie, die diesen Namen verdienen, sowie die aus ihnen abgeleiteten Gesetze nicht subjectiven, sondern objectiven hypothetischen Werth haben, da sie nicht Fictionsen, sondern Abstractionen aus thatsächlichen Erfahrungen sind, und

ist aber nach Mill's eigenen Worten selbst wieder lediglich auf den bloßen »Trieb nach Verallgemeinerung« fundirt und selbst eine plumpe »inductio per enumerationem simplicem«. Mill, Syst. d. Log. I. 504 ff. u. 3. Buch cap. III-V. Wundt hat die Fehler Mill's nachgewiesen Log. I, S. 544, II. 19 f. Vergl. auch Sigwart, Logik, II. S. 371 ff.

1) Wundt, a. a. O. 590.

dass sie der geschichtlichen Forschung somit werthvolle Hilfsmittel an die Hand geben, die Analyse der concreten Erscheinungen zu erleichtern.

Dass eine derartige Methode den letzten Desideraten des Erkennens nicht Genüge leistet, wer könnte das verkennen wollen? Wenn die Theorie der Wirthschaft oder die concrete Volkswirthschaftslehre sich etwa einbildete, die unendliche Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit mit den Kategorien, die sie anzuwenden im Stande ist, auch nur annähernd erschöpfen zu können, so wäre das ja sicherlich grundfalsch. »Unsere Principien«, sagt Simmel, »sind immer nur einzelne durch das Denken herausgelöste Fäden aus dem unendlichen Gewebe der Wirklichkeit, in der sie sich thatsächlich unlösbar mit denjenigen verweben, die unser Denken als die entgegengesetzten zeigt«. Wo es sich zugleich um die letzten Instanzen des Erkennens handelt, da haben nicht diese oder jene, sondern alle Einzelwissenschaften ihr Votum abzugeben. Die Wissenschaft wird, um zu einer möglichst vollkommenen causalen Analyse zu gelangen, niemals anders verfahren können, als mit Hülfe der isolirenden Abstraction aus den Fluctuationen und dem organischen Zusammenhange, in welchem uns das Bild der Wirklichkeit erscheint, stets decompoinirte Bestandtheile herauszulösen; es wird nöthig sein, um den intensiven Charakter der Wirklichkeit überhaupt unter die Kategorien des Erkennens zu bringen, stets extensive Eigenschaften ihr zu subintelligiren. Den ewigen und continuirlichen Fluss der völlig einheitlichen Erscheinungen wird die reflexionsmäßige Bearbeitung der Dinge immer wieder in zahlreiche Theilproducte auseinanderreißen, und stets wird eine allgemeinere zusammenfassende Betrachtung sich einschieben müssen, um das geistige Band, das der fragmentarischen Betrachtung der Einzelforschung verloren ging, wiederherzustellen.

V i t a.

Am 15. Februar 1865 bin ich in Danzig als Sohn des Schuhmachermeisters Heinrich Wenzel geboren und von evangelischer Confession. Anfangs besuchte ich in meiner Vaterstadt das Realgymnasium zu St. Johann. Als Ober-Secundaner verließ ich diese Schule und trat 1884 zuerst in Danzig als Volontär, später in Marburg in Hessen als Lehrling in eine Buchhandlung ein. Theils aus Gesundheitsrücksichten, theils aus Liebe zur Wissenschaft jedoch gab ich diese Stellung auf, um mich privatim für die Prima eines Gymnasiums vorzubereiten. Michaeli 1887 wurde ich in die Prima des Königlichen Gymnasiums zu Danzig aufgenommen, wo ich Michaeli 1889 das Reifezeugniß erhielt. Bis Sommer 1893 habe ich dann in Berlin, Freiburg i. B. und Leipzig philosophische, kunstgeschichtliche, nationalökonomische und pädagogische Studien getrieben.

Meine Lehrer waren die Herren Professoren Dilthey, Ebbinghaus, Frey, Grimm, Kekulé, Paulsen, Schmoller, Wagner, Zeller (Berlin), Neumann, Riehl (Freiburg i. B.), Bücher, Külpe, Masius, Miaskowski, Wundt (Leipzig) und die Herren Docenten Simmel (Berlin), Weißenfels (Freiburg).

Von tiefgreifendem Einfluss auf mich ist durch Wort und Schrift der Unterricht der Herren Professoren Wundt, A. Riehl und Paulsen geworden; ebenso verdanke ich Herrn Professor Bücher die werthvollsten nationalökonomischen Anregungen.

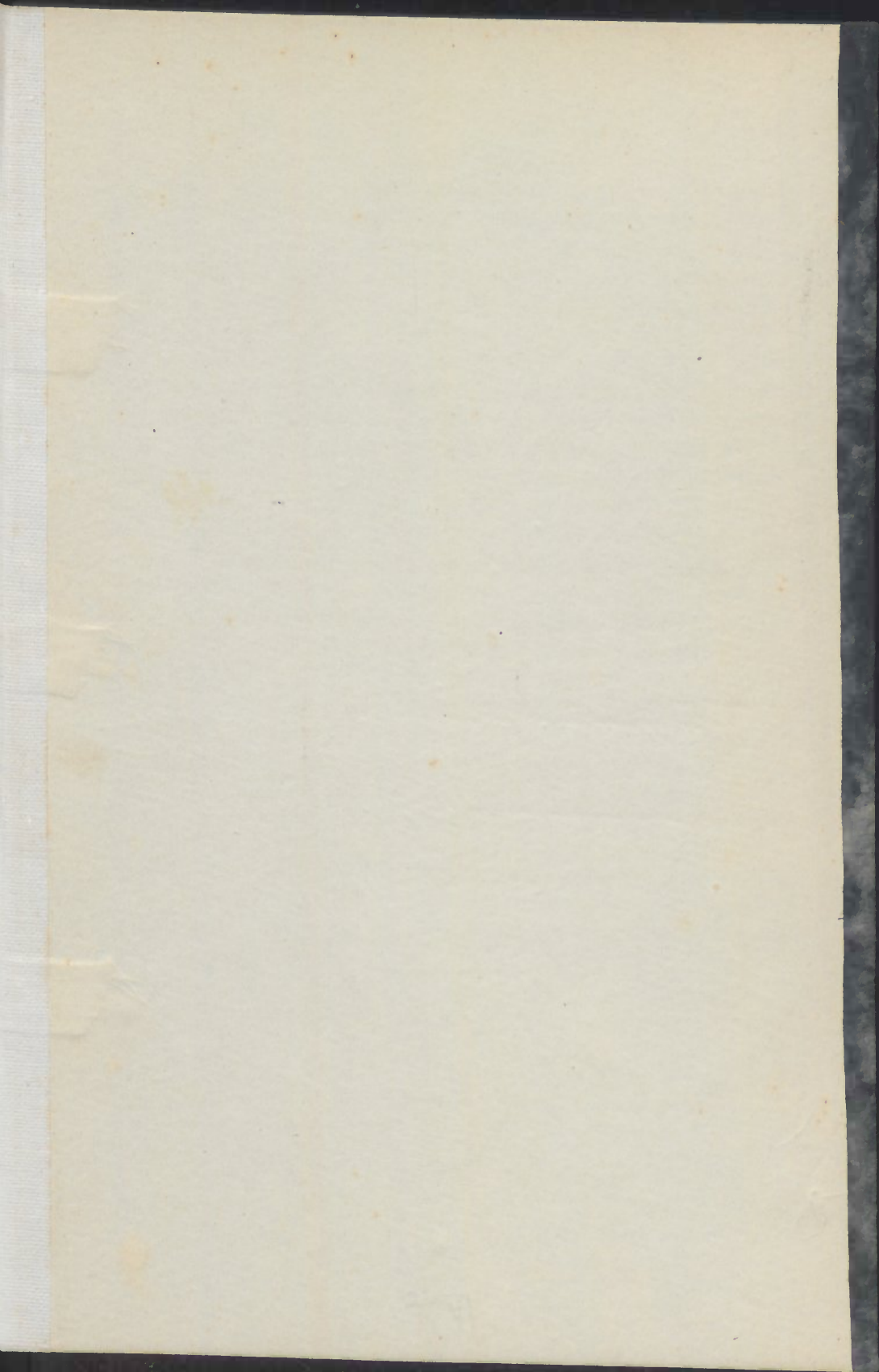
Den ehrerbietigsten Dank für diese geistige Förderung werde ich im Herzen bewahren, so lange ich lebe.

Leipzig, im Juni 1894.

Alfred Wenzel.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

178





206\$07961812